



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Ar. 3.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen almonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

März 1885.

Inhalt: Bulgarien und die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche. (Fortsetzung.) — Eine Reise in Centralasien. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: China; Vorderindien. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: „Liebet eure Feinde!“ (Fortsetzung.)

Bulgarien und die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche.

(Fortsetzung.)

2. Charakter und Lebensweise der Bulgaren.

Bevor wir die neuere Missionsgeschichte Bulgariens erzählen, müssen wir uns die heutigen Zustände und Bewohner des Landes ansehen. Wollten wir nämlich allein aus der Geschichte der alten Bulgaren auf Charakter und Sitten ihrer Nachkommen schließen, so würden wir uns ein falsches Bild entwerfen. Bei den jetzigen Bulgaren findet sich kein Zug mehr von jener wilden Grausamkeit, welche man den ehemaligen Bezwingern des byzantinischen Reiches zuschreiben pflegt. Nie lassen sie sich mehr von rasch aufflammender Kriegsbegeisterung hinreißen, nie rühmen sie auch nur die kriegerischen Großthaten ihrer Ahnen; es ist, als ob sie ihre Geschichte vollständig vergessen hätten.

Schon ihre Beschäftigungen zeigen ihren friedlichen und ruhigen Charakter. Namentlich zeichnen sie sich in der Pflege des Ackerbaues aus, und was die Balkanhalbinsel an Ackererzeugnissen über die Grenze sendet, verdankt sie fast ausschließlich der Thätigkeit des bulgarischen Bauers.

Handel und Industrie erfreuen sich ebenfalls einer bescheidenen Blüthe. Auf dem nördlichen Gebirgszuge des Balkan, zwischen der serbischen Grenze und Tirnowa gibt es fast kein Dorf, in dem nicht eine Fabrik sich befände, oder ein Handwerk in größerem Maßstabe betrieben würde. Die größeren Städte bilden die Mittelpunkte dieser Industrie, deren Hauptprodukte in Messern, Metall- und Töpferwaren, Seide, Teppichen und bergl. bestehen.

So liegt z. B. auf dem nördlichen Gebirgsstoß des Balkan, unweit des bekannten Schiplapasses, die Stadt Grabowo; sie bildet einen Hauptplatz für Handel und Industrie, und was hier an Messern, Drechslerwaren, Leinwand, Tuch und Leber angefertigt wird, hat wohlverdienten Ruf auf der ganzen Halbinsel. Nicht weit von Grabowo befindet sich die schöne Stadt Trawna; sie zeichnet sich aus durch ihre Silber- und Schnitzwaren und kann insofern das bulgarische Nürnberg genannt werden.

In Dweza, Mogila und Bataf dagegen ist das Hauptprodukt Salpeter, welchen das Landvolk auf einfache aber sinnreiche Art gewinnt. Nur zwei oder höchstens drei Arbeiter sind in einer solchen Salpeterfabrik beschäftigt, und doch liefert eine einzige unter denselben für sich allein jährlich eine ganz beträchtliche Menge Salpeter in die Pulverfabrik der Regierung. — Auch die Viehzucht wird im Lande nicht vernachlässigt. Schöne Herden von Ochsen, Schafen und Ziegen beleben die fruchtbaren Tristen, und zum großen Theil besteht gerade in ihnen der Reichtum des Landes. Fische liefern in Menge die Donau mit ihren Nebenflüssen, Dsnia, Iskier, Wid, Timok, Lom und südlich vom Balkan die Mariza mit den zahlreichen Flügeln, welche diesem Hauptstrom des Südens ihre Wasser zutragen. Die erste Stelle aber unter allen Beschäftigungen des Bulgaren nimmt der Ackerbau ein, was bei der Fruchtbarkeit des Bodens auch ganz natürlich ist. Überall im Lande sieht man denn auch ganze Schaaren von Arbeitern auf den Feldern, welche geschäftig den Boden bearbeiten; überall erblickt man als

Früchte dieses Fleißes schöne Weinberge und üppige Felder, die mit Mais und andern Getreidearten bestanden sind. Ganz besonders die Erntezeit ist eine Zeit der Freude und Festlichkeiten.

Von neuen Erfindungen und Verbesserungen auf dem Gebiete des Ackerbaues ist freilich hier zu Lande noch wenig bekannt; man arbeitet nach althergebrachter Weise mit größtem Aufwand von Kraft und Zeit, aber mit gutem Erfolg; wenigstens hat man den Vortheil, daß ein Jeder mit Hand anzulegen vermag. Gereinigt wird das Getreide mit der Wurfschaukel, indem man es in die Höhe wirft, wodurch man dem Winde Gelegenheit bietet, die Spreu mit sich fortzutragen. Auf ganz eigenthümliche Weise wird das Getreide gedroschen. Man bebiegt sich dazu einer Art von Schlitten, an dessen Unterseite glatte Kieselsteine befestigt sind. Dieser Schlitten ist mit einem Pfahl verbunden und wird von einem Ochsen oder Pferde im Kreise um denselben geschleppt. Beim Dreschen legt man die Garben rings um Kreise auf den Boden, meist eine Frau besteigt den Schlitten, um ihm die gehörige Schwere zu geben und läßt ihn durch den Ochsen gerade über die Ähren führen. Durch die Belastung vermögen dann die Kieselsteine die Körner aus den Ähren zu treiben. Man sieht, diese Einrichtung erinnert an die Art und Weise der alten Israeliten; auch für den Bulgaren könnte das Gebot des alten Testaments bestehen, „du sollst dem Ochsen, wenn er drischt, nicht das Maul verbinden“.

Jeder Aekersmann ist auch mehr oder weniger ein Handwerker und zum wenigsten versteht er so viel, daß er sich sämtliche Ackergeräthschaften selbst anfertigen kann. Der eigenthümliche bulgarische Pflug z. B. ist mit Ausnahme des Pflugeisens ganz ein Werk des Bauern. Seinen Erfindungsgeist erweist das Volk außerdem noch besonders durch eine Vorrichtung, vermittlels welcher man das Flußwasser auf ziemliche Höhen bringen kann. An hohen Flußufern ist zu diesem Zwecke ein großes hölzernes Rad angebracht, ähnlich unsern Mühlrädern, aber gewöhnlich bedeutend größer. Der Kranz des Rades ist mit kunstvoll gekrümmten Röhren versehen, welche bei jeder Umdrehung des Rades Wasser aus dem Fluße schöpfen und es oben in eine Rinne wieder ausgießen. Dieß große Rad wird wieder vermittlels eines kleinern gedreht und das kleinere durch zwei oder drei Ochsen bewegt.

Ein Industriezweig verdient besondere Erwähnung, weil er in ganz Europa ausschließlich nur in Bulgarien betrieben wird, nämlich die Rosenzucht zur Bereitung von Rosenöl und Rosenwasser. Im Orient, in Indien, Persien, Aegypten sind dergleichen Erzeugnisse freilich ein gesuchter Handelsartikel, aber die dortige Produktion reicht kaum für diese Länder selbst aus; was Europa an Rosenwasser verbraucht, erhält es aus der Bulgarei, wo sich der Boden ganz besonders zur Rosenzucht eignet. Am meisten pflegt man die Rose am südlichen Balkanabhang; Kasanlik ist dort der Mittelpunkt der Rosenindustrie und die Hauptstadt der Rosenbezirke Cirpan, Siopca, Karabachagah, Rojun-Tepe, Esli-Zagra, Jeni-Zagra und Bosardschik. Nicht allein in den Gärten werden hier die Rosen gepflegt, sondern ganze Felder sieht man weithin mit blühenden Rosensträuchern bedeckt. Am liebsten legt man diese Pflanzungen auf kleinen Hügeln an, und man kann sich leicht denken, welchen Reiz dergleichen blühende Felder der bulgarischen Landschaft verleihen. In der That gibt es schwerlich einen schöneren Anblick, als diese Roseninseln zwischen dem Grün der Wiesen

und Bäume und den wogenden Getreidefeldern durchscheinen zu sehen. Die Reisenden sind entzückt von dieser Schönheit und preisen begeistert Bulgarien als das Rosenland. Man zählt 123 Ortschaften, in welchen Rosenöl gewonnen wird. Kasanlik allein liefert jährlich ungefähr 850 Kilo und wenn man nun bedenkt, daß zu einem Kilo Rosenöl 3200 Kilo oder 64 Centner Rosen erfordert werden, so wird man sich von dem Umfang der Rosenpflanzungen einen Begriff bilden können.

So haben also die wilden Krieger des Königs Bogoris sich in friedliche Rosengärtner verwandelt, und wollte man aus dieser Thatfache auf den Charakter der Bulgaren schließen, so würde ein näherer Umgang mit ihnen einen solchen Schluß nur bestätigen. In der That ist ihr Charakter ein durchaus friedlicher. Fleiß und Ausdauer in der Arbeit, Geduld in den drückenden politischen Verhältnissen, Geradheit, Zuverlässigkeit im Umgang, Herzlichkeit in der Freundschaft, das sind seine ausgeprägtesten Züge und in Anbetracht der lange Zeit drückenden Lage des Volkes muß man sagen, daß dieser Charakter sein Glück war. Schon der Gesichtsausdruck verräth eine gewisse Einfachheit und Geradheit, so daß man schon aus den Gesichtszügen allein den einfachen Bulgaren von dem listigen Griechen unterscheiden kann.

Musterhaft ist in Bulgarien das Familienleben durch das Zusammenhalten der Familienglieder und seinen ganz patriarchalischen Charakter. Die verheiratheten Söhne verlassen nämlich die Familie nicht, sondern schlagen ihr neues Heim dicht neben dem Hause des Vaters auf und arbeiten noch auf dessen Besitzthum weiter. Sollte einmal ein Sohn auf andere Weise sein Verdienst suchen, so unterstützt er wenigstens durch Beiträge das gemeinsame Heim und findet in demselben immer wieder eine Zufluchtsstätte. Dasselbe gilt mit einigen Einschränkungen auch noch von den Enkeln des Familienhauptes und so kommt es oft vor, daß mehrere Nachbarhäuser innerhalb einer gemeinsamen Umfriedigung vom Urgroßvater bis zu den Urenkeln oft zwanzig und mehr Familienglieder vereinen. Das älteste Familienglied hat den Titel Starschina und die Obergewalt über die ganze Verwandtschaft. Er ist überall der Leiter und Lenker, kümmert sich um alle, trägt Sorge für die gemeinsamen Bedürfnisse und bestraft Ausschreitungen. Seinen Anordnungen unterwirft sich die Familie willig, so daß Ungehorsam und Widerspänstigkeit zu den Ausnahmen gehören. Im höheren Alter kann der Starschina sein Amt einem seiner Söhne übertragen. Die Familienglieder stehen meist in guter Beziehung zu einander; sogar das sprüchwörtlich gewordene Verhältniß zwischen Stiefmutter und Stiefsohnen soll, dank den patriarchalischen Einrichtungen, in Bulgarien günstiger sein, und die Märchenmacher werden also dort in ihren Erzählungen auf die so wirkungsvolle Gestalt der bösen Stiefmutter verzichten müssen.

Die Tugend der Gastfreundschaft ist allen slavischen Stämmen eigen und findet sich auch bei den Bulgaren. In Folge verschiedener trauriger Erfahrungen sind sie freilich gegen fremde Ankömmlinge vorsichtig geworden und haben vor geheimen türkischen Gesandten und auswärtigen Speculanten nicht geringe Furcht. Sobald jedoch Verdacht und Besorgniß geschwunden sind, öffnen sie bereitwillig dem Gaste Haus und Herz. Die Erfüllung des Gebotes der Gastfreundschaft wird hier feierlich durch Anbieten von Brod und Salz angedeutet. So nahm man im letzten Kriege z. B. die russischen Truppen auf, welche als Freunde und Befreier begrüßt wurden. Doch geschah dieß

nicht überall; im Gegenteil, die Russen klagten oft sehr über das ungastliche Wesen der Bulgaren.

In jedem Dorfe befindet sich eine Fremdenherberge, Han genannt. Im Gegensatz jedoch mit anderen slavischen Ländern, namentlich Polen, sind die Besitzer dieser Dorfschenken nie Juden, sondern meist Bulgaren, seltener auch Griechen oder Zigeuner. Bei Ankunft des Fremden geht ihm der Gastwirth, Handschi genannt, entgegen und begrüßt ihn höflich mit den Worten: „Dobre doshli“ (Glückliche Ankunft). Dann bietet er seine Dienste beim Aussteigen an und sorgt sofort für Gast, Postillon und Pferde. Ebenso freundlich bedient er seine Gäste bei der Abreise und verabschiedet sie endlich unter dem Thorwege mit dem christlichen Gruße: „S Bogom“ (Mit Gott).

Kommt irgend ein vornehmer Gast oder fragt er gar nach dem Dorfschulzen (Kmet) oder dem Pfarrer, so sammelt sich sofort eine Schaar Neugieriger um ihn, welche mit forschenden Blicken ihn beschauen, und heraushaben möchten, woher und wozu der Herr wohl gekommen sein möge. Oft hält man ihn für einen Consul oder für einen politischen Agenten, der im Geheimen wichtige Geschäfte verhandeln will. Der Handschi wird dann mit Fragen befürt, dieser aber hüllt sich in Schweigen und hat für alle Neugierde nur die diplomatische Antwort: „Bog snaje“ (Gott weiß es).

Mit dem Gasthause ist fast immer ein kleiner Laden verbunden, in welchem man alles erhalten kann, was der Landmann für die Befriedigung seiner bescheidenen Wünsche und Bedürfnisse braucht. Zugleich ist der „Han“ auch Versammlungsort für stöhlliche Gesellschaften. Daher trifft man dort immer Kauflustige, Plaudernde und solche, die sich göttlich thun wollen. Doch findet man selten einen Betrunknen.

Eine schlimme Eigenschaft des bulgarischen Volkes ist der Aberglaube, der sich in den verschiedensten Anschauungen und Gewohnheiten kund gibt. Ansteckende Krankheiten z. B. werden nach der Ansicht des Volkes von der sogen. Seehere hervorgebracht, einem Wesen, das im Lande umherzieht und die Seuche ausbreitet. Außerdem hat noch jeder Ort seine besondere Here, welche alle Unannehmlichkeiten im täglichen Leben mit ihrem bösen Blick herbeigezaubert haben muß. Stürzt Jemand vom Pferde, verkehrt oder quetscht man sich irgendwo oder mißlingt eine Arbeit, so muß an dem allem die Here, oder wie man sie nennt, „das alte Weiß“, die Schuld tragen. Übrigens hängen nicht nur die Bulgaren an solchem Aberglauben, sondern auch die Türken, Albanesen, Griechen und überhaupt alles, was in der Türkei lebt, und nicht nur alte Weiber, sondern auch Männer verstehen sich hier auf das Beheren. Wehe aber demjenigen, auf den einmal ein solcher Verdacht gefallen ist; ihm wird von allen Seiten schlimm mitgespielt und oft bleibt ihm nichts übrig, als um des lieben Friedens willen seinen Wohnsitz zu ändern.

Die übeln Vorbedeutungen und Vorzeichen kann man unmöglich alle aufzählen. Das Eintreffen eines Unglückstages, oder irgend ein zufälliges Ereigniß, z. B. eine Verletzung, ein Fall und dergl. ist ihnen Grund genug, eine Reise oder ein begonnenes Werk aufzugeben. Für die Unglückstage hat man beinahe förmliche Kalender. So gibt es z. B. sogen. „Mäusefeste“, d. h. Tage, an denen man nicht von Mäusen reden darf, wenn man nicht das ganze Jahr hindurch Schaden von ihnen leiden will. Von Ostern bis Pfingsten ist jeden Donnerstag „Hagelfest“, d. h. man darf an diesem Tag nicht arbeiten, sonst vernichtet im Sommer ein Hagelschlag das Getreide.

Krankheiten endlich sucht das bulgarische Volk meist durch abergläubische Mittel zu beseitigen, und die Dorfdoctorinnen, welche das Monopol von dergleichen Mitteln besitzen, machen gute Geschäfte.

Gegen die katholische Religion sind manche Vorurtheile im Lande verbreitet. Haß gegen Rom gehört nämlich fast zu den Glaubensartikeln der griechischen Kirche, und so fehlt es denn auch in Bulgarien nicht daran. Hören wir darüber den Verfasser der „Briefe über den Orient“, P. Paul Smolnikowski, aus der Resurrektionisten-Congregation.

„Zur Zeit des Abschlusses der bulgarischen Union“ (1860), schreibt er, „wurde überall ausgesprengt, die Katholiken seien von Gott verflucht, und als Beweis dafür gab man an, daß ihre Leichen nach dem Tode nicht verroesen könnten. Das war nun allerdings eine sonderbare Behauptung, allein sie that ihre Dienste. Ein Unirter bekannte mir einmal, er habe sich nach seinem Übertritt zum Katholicismus fortwährend von jenem Gedanken beängstigt gefühlt und sei nicht ruhig geworden, bis er sich durch den Augenschein überzeugt habe, daß auch die Leichen der Unirten der Verwesung anheimfielen.“

In Adrianopel sind viele der festen Ansicht, die katholischen Priester trügen nur beßhalb einen Gürtel, um die Kranken nach Ertheilung der heiligen Ölung erwürgen zu können. Denn nach Empfang dieses Sacramentes habe Niemand mehr ein Recht zu leben. Als einer von unsern Patres einen Kranken besuchte, hatte sich ein treuer Diener im Krankenzimmer verborgen, und hielt sich bereit, mit geladener Pistole jeden Augenblick seinen Herrn zu vertheidigen. Ähnlich gieng es einem andern Vater. Kaum war er in's Zimmer eines Kranken getreten, um ihn Besicht zu hören, so versammelten sich auf dem Hofe mehrere Weiber und beobachteten durch's Fenster, was wohl der „Pope“ drinnen mache. Als nun der Priester die Stola aus der Tasche zog, da fehlte nicht viel, daß die Weiber über ihn hergefallen wären; denn sie meinten, die Stola sei der Strid zum Erdröfeln.

Daß solche Fabeln nicht immer im guten Glauben weiterverbreitet werden, mag man aus der Thatfache entnehmen, daß der gerühmteste Arzt von Adrianopel, ein Grieche, der in Wien studirt hat, dergleichen Dinge seinen Kranken vorerzählt. Wäre es wohl denkbar, daß ein so gebildeter Mann von dergleichen Fabeln wirklich überzeugt sei?

Als wir in Bulgarien eine Schule eröffnet hatten, gingen die wunderlichsten Gerüchte über unsere Absichten von Mund zu Mund. Die armen Leute waren eben Jahrhunderte lang von den griechisch-schismatischen Priestern nur ausgebeutet worden und konnten nun nicht begreifen, wie Jemand ohne Entgelt sie lehren und für ihr Bestes sorgen könne. Das alles ist traurig, aber leicht verständlich. Das Schisma wäre nicht Schisma, wenn es das lebendige Christenthum noch zu bewahren verstanden hätte. Jeder vom Stamm getrennte Zwelg muß eben verborren. Man sagt mit Recht von den Türken, sie würden sich nie bekehren, weil sie eben das Christenthum nur in einer so verächtlichen Form vor Augen haben. Und dennoch sind die Bulgaren ein so gutes Volk; und die Arbeit für dasselbe ist so angenehm, daß der Missionär, der einmal in seiner Mitte lebte, selbst im eigenen Vaterlande nach ihm sich wieder zurücksehnt. So viel Gutes kann dort in Bulgarien geschehen und ist zum Theil schon geschehen und ein so mächtiger Stützpunkt könnte ein katholisches Bulgarien für die Kirche unter den Slaven sein, daß einem Trauer das Herz umfängt, wenn man sehen muß, wie wenig man sich des Landes annimmt. Das Schisma hat den Bulgaren sein Brandmal nicht so tief eingebrüht, daß man es nur schwer auslöschen könnte; immer wurde das Schisma ihnen von verhaßter Hand zur Zeit der Knechtschaft aufgebracht, während alle glänzenden Perioden ihrer Geschichte eng mit dem Katholicismus verknüpft sind. Zugleich mit der Unabhängigkeit verloren sie den katholischen Glauben, zugleich mit den Zeiten des Schismas begann für sie die Zeit der Knechtschaft.“

3. Die schismatische Geistlichkeit in Bulgarien.

Wenn bei den Bulgaren so vielfach der Aberglaube sich an die Stelle der Religion gesetzt hat, ist das nicht zu verwundern. Im Gegentheil, wenn man weiß, was für Zustände unter denjenigen herrschen, die ihrem Amte nach über die Reinheit des Glaubens und der Sitten wachen sollten, so wird man sich eher darüber wundern, daß die Nation noch so viel gute Eigenschaften sich bewahren konnte und nicht völlig zu Grunde gegangen ist. Denn es ist traurig aber wahr zu sagen, daß die armen Leute unter der schlechtesten geistlichen Obhut stehen und immerfort auf das Schwerste gerade von denjenigen geärgert werden, welche durch Wort und Beispiel zum Guten anleiten sollten. Ein völlig schamloses Leben nämlich verbunden mit Unglauben oder gänzlicher Gleichgültigkeit in religiösen Dingen,

sind die Charakterzüge eines großen Theiles der bulgarischen Popen, besonders derjenigen, welche eine höhere kirchliche oder gesellschaftliche Stellung einnehmen. Am ausgebildetsten findet sich der Unglaube gerade bei den Wladiken oder schismatischen Bischöfen. Der jetzige unirte Erzbischof Nil Isworoff, selbst ein ehemaliger Wladika, bezeugt von seinen frühern Amtsgenossen, daß sie überhaupt an gar nichts mehr glauben. Es mag freilich Ausnahmen geben; Nil Isworoff selbst war eine solche, aber im Allgemeinen ist dieß Urtheil nicht zu hart. Der Wladika von Synesia z. B. tadelte bei seinem Aufenthalt in Adrianopel scharf die Resurrektionisten, weil sie in ihrer Schule nur den katholischen Katechismus lehrten; er an ihrer Stelle würde jedes Kind in dem Glauben unterrichten, in dem es geboren sei.

Selbst der bessere Theil der schismatischen Geistlichkeit steht



Vereitung des Rosenöls.

auf einer so niedrigen Stufe der Bildung, daß er schon deshalb einen heilsamen Einfluß auf's Volk nicht auszuüben vermag. Die Popen in den Dörfern haben vor den Bauern nur das voraus, daß sie lesen können. Im Ubrigen sind sie gekleidet wie die Bauern und pflügen und dreschen, wie alle andern. Wissenschaft besitzen sie gar nicht; die griechischen Bischöfe vernachlässigten die Ausbildung des niedern Clerus in solchem Grade, daß es fast den Anschein gewinnt, als wollten sie ihn absichtlich im Zustand vollständiger Unwissenheit und Erniedrigung erhalten. Zur Priesterweihe wurde jeder zugelassen, der gut bezahlte, mochte er sonst sein, wer immer. So hatte einst ein Koch in einem Kloster Dienste genommen, was den Wladika sehr verdroß. Er suchte also den Mann dem Einfluß der katholischen Priester zu entziehen, und was that er zu dem

Zwecke? Er redet dem Koche ein, sich die Priesterweihe ertheilen zu lassen; er selbst sei bereit, ihm diese Gnade zu spenden. Der arme Mann kam wirklich an's Schwanken; „katholisch sein,“ meinte er, „ist gut, aber Priester sein auch nicht übel,“ kurz er ließ sich endlich verführen. Daß er aber nicht mehr Achtung vor seinem neuen Stande habe, als der Wladika auch, zeigte sich bald. Nach der Weihe nämlich wollte er sein Küchenamt noch weiter führen, und als man ihm bedeutete, das vertrage sich mit seiner Würde nicht, da antwortete er kurz entschlossen: „Run gut, so hänge ich eben mein Priestertum wieder an den Nagel.“ So erzählt uns P. Smolikowski in seinen Briefen über den Orient.

Es versteht sich von selbst, daß dergleichen Priester verachtet werden und ohne Einfluß sind. Das Priestertum ist

hier eben ein Handwerk, wie jedes andere. Von einer Christenlehre, von geistlicher Leitung der Pfarrei kann keine Rede sein. Der Pope hält nie eine Predigt; an hohen Feiertagen spricht oder liest der Dorfschulmeister dem Volke vor, aber in welcher Weise, kann sich jeder leicht vorstellen. Zudem sind auch jene Lehrer oft ohne Glauben und üben ihr angemaßtes Amt nur um des Erwerbes willen.

In einem Dörfchen an der rumelischen Grenze war der Schulmeister ein Protestant, der in der Schule den Kindern die Bibel erklärte und die Heiligenbilder bespöttelte. Trotzdem war er zugleich Sänger in der Kirche und hielt vor den griechischen Katholiken an Festtagen die Predigt. Ein anderes Vorkommniß aus demselben

Dörfchen ist ebenfalls bezeichnend für die kirchlichen Zustände. Es stand nämlich dort, als an einer Grenzstation, eine kleine Abtheilung bulgarischer Soldaten. Die jungen Offiziere mochten wohl gegenüber dem kleinen Dörfchen etwas von dem Veruf in sich spüren, den das große Rußland allen slavischen Nationen gegenüber fühlt; kurz sie hielten es für ihre Pflicht, den Popen zu belehren, wie er den Gottesdienst einrichten und die Kirche in Stand zu halten

habe. Der Pope ließ sich das sehr gern gefallen, ja als durch Zufall ein polnischer Offizier an die Station versetzt wurde, ging er freiwillig hin und legte ihm die Frage vor, wie er die Bilder in der Kirche aufzuhängen habe. Erstaunt antwortete ihm der Pole:

„Was geht mich das an? hänge du deine Bilder auf, wie es dir gefällt.“ Jetzt war das Staunen an dem Popen, denn es schien ihm ganz natürlich, daß die weltliche Obrigkeit auch in der Kirche zu regieren habe. Solche Thatfachen sind indeß in der griechischen Kirche gewöhnlich, hat man doch in der Frage, ob man den Meßwein mit Wasser vermischen solle, den türkischen Sultan um eine Entscheidung angegangen.

Auch Klöster gibt es in Bulgarien nicht wenige. Ihre Bewohner nennen sich Ordensleute; aber man hoffe nur ja nicht, ein religiöses Leben bei ihnen zu finden; sie haben kaum einen Begriff davon. Diese Klöster sind nichts weiter als Sammelplätze von ganz weltlich gesinnten Leuten, welche sich aus irgend welchen Interessen, etwa um des



Rosenernte bei Kasanlik.

bequemen Lebens willen, vereinen und nur dadurch von Andern sich unterscheiden, daß sie Ordenskleider tragen und schlimmer leben als die Laien.

Ein Tourist, der Gelegenheit hatte, das Kloster der heiligen Gottesgebärerin in Dobridol zu besuchen, weiß nur von unangenehmen Eindrücken zu reden, die er von dort mitnahm. „Außer einigen Heiligenbildern, waren Branntweinflaschen, Gewehre, Eßporrätze, Kleider in höchster Unordnung und herumgeworfenes Geld alles, was ich in den Zimmern des Hegumenos (Priors) finden konnte. Ein Buch traf ich nirgends; denn diese Mönche beschäftigen sich mit allem andern, nur

nicht mit Wissenschaft und Übungen der Andacht.“ In andern Klöstern beschäftigen sich die Mönche mit Handarbeit und verfertigen, um sich Geld zu erwerben, manche Gegenstände zum Verkauf. So geschieht es z. B. in dem Kloster Maglisch am Fuße des Balkan. Dort wirken die Mönche auf einer eigenthümlich gebauten Maschine Strümpfe, verfertigen Kreuze, Schnitzereien und ähnliche Sachen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise in Centralasien.

(Mitgetheilt von P. Constantin de Delen aus dem belgischen Missionsseminar Schentvelb. — Schluß.)

Am 24. September waren alle Vorbereitungen zu unserer großen Reise vollendet. Früh am Morgen waren die Wagen schon fortgeschickt mit der Weisung, in Kia-ju-tuan auf uns zu warten. Wir selbst stiegen zu Pferde, nachdem wir in der Kapelle des Herrn Splingaert die heilige Messe gelesen und von seiner Familie uns verabschiedet hatten, und erblickten bald am Horizonte die Thürme der Stadt und Festung Kia-ju-tuan, welche hier zu Lande den Ruf von Gibraltar hat. An diesem Punkte endet die große chinesische Mauer. Wenn uns Herr Splingaert nicht aufmerksam gemacht hätte, so wären wir an dem denkwürdigen Baue vorbeigezogen, ohne ihn auch nur zu bemerken; während dieses Vollwerk an andern Punkten in gutem Stande ist, liegt es nämlich hier in Trümmern¹.

Herr Splingaert führte uns in seiner Eigenschaft als Mandarin mit dem blauen Knopfe nach dem Kwang-twan, dem Gasthose, den nur reisende Mandarine benutzen dürfen. Kaum waren wir daselbst abgestiegen, so kamen zwei Soldaten mit Einladungen des Mandarins Ly und des Generals der Garnison. „Das sind meine Freunde,“ sagte Herr Splingaert; „wir werden sie besuchen, nachdem wir Toilette gemacht haben.“

¹ Die chinesische Mauer, welche die ganze Nordgrenze des eigentlichen China gegen die Einfälle der Tataren decken sollte, ist das riesenhafte Vertheidigungswerk, das jemals von Menschenhand ausgeführt wurde. Sie heißt in China „Wang-ti-Schang-tching“ d. h. „Große Mauer von 10 000 Li“. Sie beginnt im Westen der Provinz Kanfu, an der Stelle, welche die Missionäre oben nennen, läuft über Berg und Thal in einem ungeheuren Bogen bis an den Golf von Petchel und von dort nordöstlich bis zum Songari-Flusse. Ihre ganze Länge wird auf rund 3000 km angegeben. An manchen Stellen ist sie doppelt, ja dreifach, so in der Nähe von Peking; in der Ebene besteht sie meistens aus einem $3\frac{1}{2}$ bis $7\frac{1}{2}$ m hohen, 11 m hohen Erdwalle, welcher zu beiden Seiten von einer 1 m dicken Backsteinmauer eingefast wird, deren Unterbau aus mächtigen Granitquadern besteht. Dieser kolossale Wall ist oben mit Steinplatten belegt und von einer $1\frac{1}{2}$ m hohen Brustwehr gekrönt, in welcher von 2 zu 2 m sich Schießscharten öffnen. Alle 200 bis 300 Schritt verstärken Thürme aus Backsteinen oder Bruchsteinen den Wall; dieselben haben eine Höhe von durchschnittlich 13 m, oft aber auch von 26, ja 38 m und springen 6 m aus dem Walle vor. Ueber die steilsten Berge, deren Höhen mit Kastellen gekrönt sind, läuft diese ungeheure Grenzbesetzung als einfache, solide, durch Strebe Pfeiler verstärkte Mauer hinweg, um dann in den Thalgründen, die feindlichen Einfällen besonders ausgesetzt waren, sich wieder in zwei- bis dreifache Wälle zu theilen, deren Thore noch durch besondere Bastionen vertheidigt werden. Der Plan und die erste Ausführung dieses in seiner Art einzigen Baues ist das Werk des thatkräftigen Kaisers Schi-hoang-ti, welcher von 246—209 v. Chr. China regierte. Die Mauer wurde im Jahre 214 v. Chr. begonnen, von spätern Kaisern fortgeführt,

Wir wurden von diesen hohen Personen auf das freundschaftlichste empfangen; sie zeigten uns sogar die Kasernen und die Festungswerke. Die letzteren sind gut erhalten, obschon sie unter der Regierung des Kaisers Kanghy erbaut wurden. Auch hier sahen wir, wie in Sutschu, blanke Krupp'sche Kanonen auf den Wällen. Der General hatte auf seinem Zimmer eine ganze Sammlung europäischer Waffen der neuesten Systeme; aber die Soldaten waren nur mit alten Steinschloßgewehren, verrosteten Säbeln und lanzenförmigen Bambusstäben bewaffnet. Wir nahmen die Einladung des Generals zu einer chinesischen Mahlzeit an und wurden am Abende in feierlichem Aufzuge, von vielen Laternenträgern begleitet, nach dem Kwang-twan zurückgeführt.

Am andern Morgen waren wir frühzeitig reisefertig. Nicht ohne Mühsung nahmen wir von dem vortrefflichen Herrn Splingaert Abschied. Möge die göttliche Vorsehung ihn auch fernerhin gnädig beschützen! Noch vor Schluß des Tages hatten wir einen leidigen Unfall: das Rad eines unserer Karren zerbrach. Das brachte uns einen gezwungenen Aufenthalt von unbestimmter Dauer; denn einen Wagner kann man hier zu Lande weit suchen. Wir kürzten uns die Zeit mit einer Jagdpartie, und in einigen Stunden hatte ich 5 große rothe Nebelhühner, 2 Enten, 2 Fasanen, 1 Wasserhuhn und 4 Sumpfschnepfen erlegt. Meine Kameraden hatten mindestens ebensoviel Jagdglück als ich. Im Allgemeinen ist hier das Wild bedeutend größer als in Belgien, mit Ausnahme der Hasen, welche nur die Größe von wilden Kaninchen erreichen.

Von Zeit zu Zeit sahen wir lange Kameellkarawanen vorbeiziehen, welche von Hamil kamen oder dorthin reisten. Sie waren meistens mit Getreide, Hafer, Reis, andere mit Schuhen, Seide, Thee, Tabak und leider auch mit dem unvermeidlichen Opium beladen.

Unser Unfall hielt uns bis zum Mittage des folgenden Tages an Ort und Stelle gebannt; dann konnten wir nach Hui-hui-pao erreichen. Diese Haltestelle, eine eigentliche Dase, welche von einer Gruppe hundertjähriger Linden beschattet wird, dient einem Militärposten, welcher die Handelsstraße bewacht, zum Aufenthalte und ist gleichzeitig eine Station der kaiserlichen

im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Wesentlichen ausgebaut und endlich zu Anfang des 7. Jahrhunderts durch Kaiser Yang-ti in ihrer jetzigen Ausdehnung vollendet, so daß im Ganzen nahezu 800 Jahre an ihr gebaut wurde. Ihrem Zwecke, die feindlichen Kriegsheere der Tataren abzuhalten, hat sie nicht entsprochen; räuberischen Horden gegenüber genügte sie wohl, ein Heer aber hat sie niemals zurückhalten können. So kam es, daß ihre Unterhaltung vernachlässigt wurde und daß sie jetzt nicht nur in Kanfu, sondern an vielen Stellen völlig in Trümmern liegt.

Gilboten. Am Abende des 28. gelangten wir in das elende Dörfchen Schib-tsching, das nur eine einzige Herberge hat, welche schon von andern Reisenden besetzt war. Das störte uns wenig; wir hoben unsern Kochtopf vom Wagen, lasen eine Handvoll dürrer Zweige zusammen und bald war die Suppe bereitet. Das Nachtlager bezogen wir dann in unseren Karren und schliefen vortrefflich. Wie Sie sehen, führten wir ein wahres Zigeunerleben, und in Belgien wären wir vielleicht wegen Vagabundirens von der Polizei aufgegriffen worden.

Am folgenden Morgen befanden wir uns mitten in der „San-Hai“, d. h. „Ausgetrocknetes Meer“. Soweit der Blick reicht, gewahrt er nichts als eine ungeheure, mit gelbem, äußerst feinem Sande bedeckte Ebene. Da und dort ragen einzelne Felszacken empor, Risse, als die Salzwagen noch über diesem alten Meeresboden rollten. Nachdem wir uns neun Stunden mühsam durch diese dürre Wüste geschleppt hatten, erreichten wir das kleine Städtchen Yu-men-tsan, wo ich mich an dem Anblicke weniger hoher Bappelbäume förmlich erquickte. Wir kauften daselbst neuen Mundvorrath und erhielten eine neue Schutzwache. Am 30. September stieß uns nichts Besonderes zu; wir übernachteten in San-ta-tu. Am 1. October bemerkten wir zum ersten Male auf unserer Reise, daß es während der Nacht gefroren hatte, obgleich bei Tage die Hitze sehr groß war. Vor unserer Ankunft in Pu-lung-tshi zogen wir an einem verlassenen Bergwerke vorüber; die Erzadern sollen keineswegs erschöpft sein; aber die Chinesen gewannen mit ihren unvollkommenen Werkzeugen im Tage kaum 80 Sapfen (etwa 8 Pfennige). Wir sahen auch Petroleumquellen; das Öl ist dick; man benützt es als Wagenschmiere. Wie viel Reichthum ist noch in diesem Lande verborgen, wenn man sich nur die Mühe geben wollte, ihn zu heben: Kohlen, aller Arten Marmor, Steinöl, Silber, Gold!

Am 2. und 3. October setzten wir unsere Reise quer durch die Wüste Gobi fort. Man nennt sie auf chinesisch Scha-mo; beide Namen haben dieselbe Bedeutung, nämlich Sandmeer. Während in diesen öden Ebenen nichts das Auge fesselt und das Ohr nur auf ewiges Schweigen trifft, fühlt sich die Seele mit mächtigem Zuge zum Betrachten gestimmt; ich glaube, niemals so sehr das Nichts aller menschlichen Dinge erkannt zu haben, wie in diesen ausgeöhrten Steppen. Von Zeit zu Zeit trafen wir das Gerippe eines Kameels oder auch die gebleichten Gebeine eines Wanderers, welcher dem Hunger oder viel mehr noch dem Durste zum Opfer fiel. Die Quellen sind selten und die meisten bieten nur salziges und ekelerregendes Wasser. Gegen Abend des 3. erreichten wir das Städtchen Ngan-si-tschu, welches der berühmte Christenverfolger Tien-lung im Jahre 1756 gründete. Dieser Kaiser war es, welcher Tausende seiner Unterthanen nach dem Aly-Gebiete transportiren ließ, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie den wahren Gott anbeteten. Ngan-si-tschu ist von der Ostseite her so vom Fluglande verschüttet, daß wir mit Wagen und Rossen über die Stadtmauern weg fuhren. Es liegt eine Besatzung daselbst, und die wenigen Einwohner leben von den durchziehenden Karawanen. Wir ließen unsere Thiere bis zum Abende des folgenden Tages rasten, denn wir wollten künftig während der Nacht reisen, indem dieses die Pferde weniger anzustringen scheint. Mit Gottes Hilfe werden wir am 13. October in Hamil eintreffen. Das weite Land, das wir durchziehen müssen, ist vollständig öde und, einige Poststationen abgerechnet, unbewohnt. Der Boden ist steinig; hin

und wieder erhebt sich ein Sandhügel. Am 6. erblickten wir auf einer dieser Höhen ein halbes Duzend Dschiggetai (equus hemionus). Sie haben Kopf und Schwanz der Maulthiere, Leib und Beine der Pferde. Die Haare sind auf dem Rücken roßbraun, am Bauche aschgrau gefärbt. Mit Bindeseile, hoch erhobenen Kopfes und wagerecht ausgestreckten Schweifes sausen sie dahin, und es ist eine Seltenheit, daß man ihnen nachkommen kann. Nur auf dem Anstande gelingt es, eines zu erlegen. Am 7. wurden wir von einem Zug Karren überholt, welcher 10 000 Unzen Silber, den Sold, der für die Truppen im Aly-Gebiete bestimmt war, beförderte. Der Mandarin, welcher die Wache dieses Schazes befehligte, überbrachte uns Grüße von Paul Splingaert.

In der folgenden Nacht wurden wir von entsetzlichem Geschrei aufgeschreckt. In der Meinung, wir seien von Räubern überfallen, sprangen wir, den Revolver in der Hand, vom Wagen. Der Lärm kam aber nur von dem Zusammentreffen mit der Abtheilung eines Mandarins, welcher einen zum Tode Verurtheilten von Hamil nach Peking zu geleiten hatte. Nach Landesbrauch hätten unsere Leute dem hohen Beamten aus dem Wege gehen müssen; es blieb aber bei einem Verweise, ja als der Mandarin erkannte, daß er Europäer vor sich habe, entschuldigte er sich sogar alles Ernstes. Der arme Verurtheilte kauerte in seinem kaum 1 m hohen Käfige; welch eine Qual, in einer solchen Stellung einen Monat lang zum Tode geschleppt zu werden! — Am 11. October hatten wir wieder eine Begegnung; dieses Mal waren es 600 Soldaten, deren Dienstzeit an der Westgrenze abgelaufen war. Guter Gott, sind das die Vertheiliger des „himmlischen Reiches“! Einige saßen zu Pferd; andere waren mit Waffen und Gepäck wie die Heringe bunt durcheinander auf Karren geladen; der Rest schleppte sich, mit Waffen und Mundvorrath beladen, elendiglich zu Fuße voran. Diese Fußgänger haben ihren Sold in den Garnisonen verpraßt, und wie sie nun in diesem Zustande eine Reise von 40 bis 50 Tagen aushalten sollen, weiß ich wahrlich nicht.

Am Abende desselben Tages erblickten wir zuerst die Gipfel des Himmelsgebirges (Tian-shan). Es ist gut, daß wir uns Hamil nähern; denn unser Mundvorrath geht zusehends zur Neige und unsere armen Thiere sind buchstäblich todmüde. Am Abende des 13. standen wir endlich auf bebautem Boden. Wir trafen ein muselmännisches Dorf. Welch glücklicher Fund! Hier zieht man die berühmten Melonen von Hamil, Melonen von allen Formen und Farben und Größen und von einem Wohlgeschmacke, welcher denjenigen dieser Früchte, die wir in Europa genossen haben, weit übertrifft. Sie können sich denken, mit welcher Freude wir diese köstliche Gabe nach den langen Entbehrungen unserer Wüstenreise verkosteten.

Hamil ist in der That eine Perle der Wüste, eine gegen den Nordwind geschützte, von zwei Bächen bewässerte, von einem fruchtbaren und fleißig angebauten Boden gebildete Oase. Da trafen wir nicht bloß ausgebehnte Melonenfelder, sondern auch Getreide, Mais, Buchweizen, Hirse, üppige Weinreben und Fruchtbäume aller Art. Hamil umfaßt eigentlich drei Städte: die Altstadt, die Neustadt und die Muselmännestadt. Kaum hatten wir die östliche Vorstadt betreten, so sahen wir uns auch schon von einer zahllosen Menge umringt. „Das sind Russen!“ tönte es von allen Seiten, da man die Haare und den blonden Bart unseres lieben Mitbruders Steeneman sah, welcher mit großer Würde auf dem ersten Karren thronte.

So rasch wir konnten, suchten wir eine anständige Herberge zu erreichen, und der Lin-ta-tschin oder Civil-Mandarin hatte zu unserer großen Freude die Güte, zwei Soldaten zu schicken, welche uns gegen die gar zu große Zudringlichkeit der Neugierigen beschützen sollten. Nach einem anhängigen Dankgebete für den Schutz der göttlichen Vorsehung und einer Mahlzeit streckten wir unsere Glieder, nach langer Zeit zum ersten Male auf einem ordentlichen Bette, und genossen der Wohlthat eines süßen Schlafes bis in den vollen nächsten Tag hinein.

Der 14. October war ein Sonntag; wir hatten das Glück, der Reise nach die heilige Messe lesen zu können. Dann legten wir unsere Ceremonienkleider an, um in der Stadt einige Besuche zu machen. Welches Menschengewimmel! Welcher Verkehr! Wir bewunderten in den verschiedenen Kaufsälen

russische Erzeugnisse, Eisen- und Stahlwaaren, Hausgeräth, Kerzen, chemische Streichhölzchen, Tuch, Uhren, gefärbte und gepresste Stoffe, herrliche Kaschmirs, welche aus Persien eingeführt werden, und Cassianwaaren aus der Türkei. Wir ließen uns in die Stadt der Moslim führen, wo wir Asmeb-Bey, den Vater eines Dolmetschers unseres Paul Splingaert, besuchen wollten. Der gute Greis war so ergriffen, als wir ihm Grüße seines Sohnes überbrachten, daß er viele Thränen vergoß. Er ließ uns Thee und Melonenschnitten serviren; wir lauerten uns nach orientalischer Sitte mit ihm rings um einen fußhohen Tisch auf einen Filzteppich nieder. Nachher besahen wir die Moscheen und den Königspalast. Die Moscheen sind im höchsten Grade unreinlich und kauflällig; eine Unzahl wilder Tauben nisteten darin. Der Königspalast befindet sich wo-



Resten der chinesischen Mauer.

möglich in einem noch elendern Zustande; er ist eine wahre Ruine; man steigt auf hölzernen Treppen zu ihm hinauf, die Mauern sind an manchen Stellen eingestürzt, von einem Dache ist keine Rede mehr. Dieser „König“ (Wang) von Hamil ist offenbar ein armer Mann. Er hat die Ehre, dem Kaiser von China tributpflichtig zu sein, und der letztere schickt ihm von Zeit zu Zeit ein Geschenk, um die guten Beziehungen aufrecht zu halten. Das ist die Politik, welche der Gouverneur von Peking gegen alle „Könige“ und Groß-Lamas der Mongolei befolgt; durch dieses einfache und wohlfeile Mittel verschafft er sich jederzeit ergebene Verbündete. Die Moslim von Hamil sind ein schöner Menschen Schlag. Die Frauen sind groß, gehen unverfleiirt, entstellen sich aber ganz auffällig durch Schminke

und lieben Kleider in schreienden Farben; man sieht nur roth, grün und blau. — Am Abend empfingen wir den Besuch eines Mandarins mit der rothen Kugel. Er wollte sich freundschaftlichst erkundigen, ob er uns nicht irgend einen Dienst erweisen könne. So viel Höflichkeit setze uns in Staunen; aber das Räthsel löste sich bald. Nach wenigen Minuten schon erzählte er uns, seine Frau sei schwer krank, und die Ärzte von Hamil wüßten kein Heilmittel; er habe nun gehört, daß die großen Gelehrten des Westens mit Leichtigkeit jede gefährliche Krankheit heilten. Kurz er wünschte, ohne die Bitte gerade auszusprechen, ein europäisches Arzneimittel; wir entsprachen seinem Wunsche, und er verließ uns, das Herz voll Hoffnung.



Die große chinesische Mauer.

In der Morgenfrühe des 15. October verließen wir Hamil und schlugen eine gerade nördliche Richtung ein. Nach einem Marsche von 13 Stunden standen wir am Fuße des Himmelsgebirges. Schlimme Nachrichten harren daselbst unser. Mehrere Karawanen hätten den Übergang versucht, hieß es, aber seien wieder zurückgekommen; denn an manchen Orten liege der Schnee schon meterhoch. Die Karawane mit den 10 000 Unzen Silber, welche uns in der Wüste überholt hatte, war auf halber Höhe stecken geblieben. Das war ein Glück für uns; denn eine Abtheilung Soldaten erhielt den Auftrag, derselben zu Hilfe zu eilen, um den Weg auszuschaufeln. Früh am Morgen begannen wir den Aufsteig und hatten bald die Grenze des Schnees erreicht. Die Luft war eifig kalt, und je höher wir stiegen, desto grimmiger wurde die Kälte. 3000 m über dem Meere trafen wir eine der schönsten Pagoden, welche ich in China gesehen habe. Sie wird von einigen Bonzen bedient; aber statt wie die Mönche auf dem Bernardin Gastfreundschaft zu üben, bestreben sich diese Menschen von den Fremden Geld zu erpressen. Wir hielten uns nicht auf; denn der Nordwind piffte uns an dieser Stelle so um die Ohren, daß wir buchstäblich kaum athmen konnten. Während wir zum Aufsteige acht Stunden gebraucht hatten, bedurfte es viel weniger zur Thalfahrt; der Weg ist sehr steil, obschon derselbe an einigen Stellen im Zickzack angelegt ist. Auf halber Höhe traten wir in die Region der Tannenwälder ein und erreichten ohne den mindesten Unfall Sung-schui-lang, wo wir uns an den lodernden Flammen eines mächtigen Holzstoßes nach Herzenslust erwärmten. So theuer in der Wüste, ja in ganz China, Brennholz ist, so reichlich wächst es auf dieser Seite des Himmelsgebirges. Von hier bis nach My, d. h. auf einer Strecke von 45 Tagereisen, haben wir fast niemals die hundertjährigen Wälder, welche den Nordabhang des Tian-schan bedecken, aus den Augen verloren. Wie die Eingeborenen behaupten, sollen diese Wälder von Wölfen, Wildschweinen, Hyänen, Bären und Tigern bevölkert sein; doch sind wir auf unserer langen Reise niemals von diesen gefährlichen Waldbewohnern beunruhigt worden. Bald machten wir auch die Erfahrung, daß der Wanderer der schönen Bitterung Lebenswohl sagen kann, nachdem er das Himmelsgebirge überstiegen hat. Nun sieht er keinen blauen Himmel mehr; statt dessen hat er mit Nebel, Wind und oft auch mit Schnee zu kämpfen. Nur äußerst selten erfreute uns ein flüchtiger Sonnenblick.

Die weiten Ebenen, welche sich längs der Nordabhänge der Bergkette hindehnen, sind von Kalhas-Mongolen bewohnt. Man sieht sie den ganzen Tag um ihre eigenthümlich geformten Zelte sich herumtummeln und ihre ungeheuern Schaf-, Ochsen-, Pferde- und Ziegenherden weiden. Eines Tages besuchte uns einer dieser kleinen Häuptlinge, welcher vernommen, daß einige unserer Mitbrüder sich inmitten der Mongolen im Lande der Ortus niedergelassen hatten. Hoffentlich werde auch sein Stamm, sagte er, dieses Glückes theilhaftig werden. Wir versprachen ihm, unsern Bischof von seinem Wunsche in Kenntniß zu setzen.

Von Hamil nach Barkul durchzieht man ein zwischen zwei Bergketten eingeklemmtes enges Thal. Am 19. October erblickten wir die von einigen Thürmchen gekrönte Mauer der genannten Stadt. Barkul liegt 2300 m über dem Meere; mitten im Winter muß daselbst die Kälte ganz entsetzlich sein. Die Stadt ist durch eine Pferderasse berühmt, welche bis an die Grenzen China's hoch geschätzt ist. Es sind ganz unermüdbliche Traber, dabei ausdauernde, stämmige und an harte Strapazen gewöhnte Thiere.

Nachdem wir unsere Vorräthe erneuert hatten, verließen wir unter einer Schutzwache von einem halben Duzend bis an die Zähne bewaffneter Soldaten Barkul; denn allen Nachrichten zufolge sollen in den Wäldern, an denen wir vorüber mußten, zahlreiche Räuberbanden haufen, welche ohne die geringste Gewissensruhe die Reisenden ausplündern. 30 Li von der Stadt erblickten wir den Barkulsee, einen gewaltigen Wasserspiegel, dessen salzige Wasser ringsum an den Ufern einen Salzring abgelagert haben. Zu unserer Linken erhebt sich die Niesenkette des Himmelsgebirges. Wir werden ihrem Fuße bis zum See Saïram folgen, und wenn wir uns auch ab und zu bedeutend von ihr entfernen müssen, so werden wir doch ihre mit ewigem Schnee gekrönten Gipfel niemals völlig aus dem Auge verlieren. Der Wind blies von Norden und die Kälte war durchdringend. Für uns, welche wir uns auf den Karren, in warme Decken eingehüllt dagegen schützen konnten, war das nicht so schlimm; aber wir konnten nicht ohne Mitleid unsere armen halbverfrorenen Fuhrleute sehen. Wie freuten sie sich, als wir sie in unsere aus Schaffellen gemachten Überrocke einhüllten! Am Abende schlugen wir unser Nachtlager bald in elenden Hütten und noch öfter in unsern Wagen auf, wie es sich gerade traf. Wir erreichten Chu-Ku-pi am 24. October; daselbst liegt eine Garnison von 100 Mann. Man gab uns eine Schutzwache. Obschon die Lebensmittel zur Reiche gingen, wagten wir die Vorräthe nicht zu ergänzen, weil man auf diesen elenden Haltestellen ganz ungeheure Preise verlangte. Wir hatten oft nichts Anderes zu essen als etwas hartes Brod, und wie um unsern Hunger noch mehr zu stackeln, zeigten sich an den Bergabhängen oft zahlreiche Antilopenheerden, welche sich aber wohlweislich außer Schußweite hielten.

Glücklicher Weise nahen wir der Stadt Kutschung, welche wir am 28. October erreichten. Die Herberge war vorzüglich; wir hatten eine ruhige Nacht und beschloßen, auch den ganzen folgenden Tag zu rasten. Welch ein Babylon ist diese Stadt! In den schmutzigen engen Gassen ist ein unentwirrbares Durcheinander von Kameelen, Wagen, Reitern, Fußgängern, Schafen, Ochsen. Die Mongolen treiben ganze Viehheerden vor sich her und tauschen sie auf offener Straße gegen Lebensmittel, Tuch und allerlei Hausgeräthe um. Wie wir sahen, trugen die meisten hohe Stiefel russischer Fabrikation. Fast alle Kramläden gehörten Chinesen, während die Muhammedaner das Monopol des Obstverkaufs zu haben scheinen und in allen Straßen Früchte zum Verkaufe anbieten. Wir waren hier nicht so der Gegenstand allgemeiner Neugierde, wie in andern Städten. Im Vorübergehen hörte ich P. Steeneman einen Russen nennen; was P. Janssen und meine Wenigkeit angeht, so zweifelte man, ob wir „Teufel“ aus dem Osten oder aus dem Westen seien. Im Allgemeinen sind auch hier die Kostüme sehr buntfarbig, und was nicht zum ganz gewöhnlichen Volke gehört, kleidet sich von Kopf zu Fuß in Seide, die Männer wie die Frauen. Die Frauen der Moslim gehen hier, nicht wie in Hamil, sorgfältig verschleiert. Ermüdet durch das Drängen und Treiben in der Stadt, griff ich zu meiner Jagdflinte und verließ die Gassen. In geringer Entfernung von dem Walle schoß ich eine hübsche Ente. Die Vorübergehenden eilten herbei, um zu sehen, mit was für einer Waffe ich den Vogel erlegt habe, und ich erklärte ihnen das System meines zweiläufigen Hinterladers. Dann legte ich die Flinte einen Augenblick auf den Rasen, um die Ente zu holen, hatte mich aber kaum einige Schritte entfernt, als hinter mir sich ein Schuß entlud

und die Ladung an meinen Ohren vorbeipfiff. Ein Chinese, bleich wie der Tod, hielt meine Flinte in der Hand. Der arme Mensch war wie vom Blitze gerührt. Neugierig hatte er die Flinte nochmals untersuchen wollen und ahnte dabei keine Gefahr, weil er sie ja hatte abfeuern sehen, und so wäre ich ohne den Schutz meines guten Engels beinahe das Opfer seiner Neugierde geworden. „Unglücklicher,“ rief ich ihm zu, „du glaubst wohl, unsere europäischen Gewehre müßten nach jedem Schusse wieder neu geladen werden!“ Entsetzt ließ er die Waffe fallen und entfloß. Am Abende erzählte sich die ganze Stadt, der Teufel aus dem Westen habe eine Flinte, welche, ohne neu geladen zu werden, 200 Schüsse abgeben könne.

Wir setzten unsere Abreise auf den folgenden Morgen fest. Da eine arme und unfruchtbare Gegend vor uns lag, kauften wir einen guten Vorrath von Brod, Fleisch, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Zwiebeln, und da die Lebensmittel hier, wie in China, theuer sind, hatten wir manche Unze Silber zu bezahlen. Wir vertauschten nun die bisherige westliche Richtung mit einer südlichen. Ausgedehnte Sümpfe zwangen uns zu diesem Umwege. Am 31. October schickten wir zwei Boten nach Som-tai-yi voraus, daß sie eine Herberge bereiten möchten; denn wir wollten das Allerheiligensfest nicht ohne heilige Messe begehen. Als wir ankamen, richteten wir das Zimmer sofort zu einer Kapelle ein, indem wir die Spinnweben, welche alle Wände bedeckten, weglegten und die Fenster mit einigen alten Zeitungen zudeckten.

Am Feste Allerheiligen. Heute ist die ganze Kirche zur Festfeier vereinigt und auch wir wollen uns nach Möglichkeit an ihrer Freude theilhaben. Es ist ganz gewiß das erste Mal, daß der Sohn Gottes unter dem Schleier der Eucharistie verborgen diesen entlegenen Winkel der Erde besucht. Mit welcher Inbrunst beteten wir zu ihm! Es ist wahrhaft ein großer Trost für den Missionär, sich auf seiner Reise von Zeit zu Zeit mit Gott vereinigen zu können. Ohne diese Quelle würde die Seele endlich verschmachten. Freilich beteten wir täglich unser Brevier und unsern Rosenkranz; aber aus den sonst gebräuchlichen Übungen der Frömmigkeit konnte nicht viel werden. Dafür tröstet uns der Gedanke, der liebe Gott werde die Strapazen, welche wir zur Ausbreitung seines Reiches ertragen, im Buche des Lebens verzeichnen. — Trotz des hohen Festtages legten wir 90 Li (etwa 9 Stunden) zurück und standen am nächsten Tage um 2 Uhr schon am Altare, um das Fest der armen Seelen zu begehen.

Je näher wir der Westgrenze des Reiches kamen, desto zahlreicher wurden die Militärposten. Von 5 zu 5 Stunden trafen wir Kasernen, welche 40 bis 50 Soldaten beherbergen. Die gleichmäßige Ausrüstung dieser Soldaten hat uns in Staunen gesetzt; sie sehen freilich auch hier nicht sonderlich martialisch aus; aber doch unvergleichlich besser, als im Innern China's, wo man oft einen Soldaten nur mit Mühe von einem Bettler unterscheiden kann.

So kamen wir von Posten zu Posten, am 13. November endlich nach Karlara-ussu, wo einige Christen wohnen, welche seit 22 Jahren keinen Priester mehr gesehen hatten und versprachen, sie wollten am Neujahr nach Kuloscha übersiedeln. Durch die gnädige Führung der Vorsehung haben sie die Grundwahrheiten der christlichen Religion keineswegs vergessen; aber wir werden doch viel Unkraut ausjäten haben, bevor sie wieder ganz würdige Glieder unserer heiligen Kirche sind. Merkwürdiger Weise verrichten diese guten Leute täglich

ihre christlichen Gebete und haben ein so großes Verlangen nach der heiligen Taufe, daß der junge Familienvater freudig in den Vorschlag einwilligte, uns nach dem Hy-Gebiete zu folgen, um daselbst in der christlichen Religion besser unterrichtet zu werden.

Am 18. Nov. erblickten wir den lieblichen, von Bergen umschlossenen See Gbi-Moor. Daselbst befindet sich eine kleine Festung; aber die chinesischen Festungsbaumeister haben die Citadelle mit den Kasernen statt auf der beherrschenden Anhöhe in der Tiefe des Thales



Zelte der Kalkhas-Mongolen.

angelegt, wo man sie binnen einer Stunde zusammenschließen könnte.

Den 22. November mußten wir abermals das Himmelsgebirge übersteigen, um endlich unsern Bestimmungsort zu erreichen. Der Aussteig war nicht so beschwerlich; doch kamen wir nur langsam voran, weil der Schnee mit jedem Schritte aufwärts immer tiefer lag. Am 23. gegen 3 Uhr Abends lag der Saïram-See vor uns, dessen Spiegel 1798 m hoch liegt. Ein überaus malerischer und freundlicher Anblick, der sich mit den schönsten Bergbildern der Schweiz und Tirols messen kann! Man sagte uns, man brauche anderthalb Tage, um den See zu umreiten. Auch erzählte man, der See sei erst 250 Jahre alt; sieben Quellen, die gleichzeitig aus der Erde hervorbrachen, hätten ihn plötzlich gebildet und die Katastrophe habe einer großen Anzahl Menschen das Leben gekostet. Dieser Bericht ist vielleicht nur ein Märchen. Am

Ufer des Sees steht die große Kaferne von San-tai-hse. Der Commandant derselben beehrte uns mit seinem Besuche und schickte sofort einen Courier an den Gouverneur des Mj-Gebietes, um ihn von unserer nahen Ankunft zu benachrichtigen.

Am 24. erreichten wir nach einem letzten und mühseligen Marsche die Höhe des Bergpasses. Sofort traf man die nöthigen Vorbereitungen zur Thalsahrt; denn der Weg ist an manchen Stellen ungemein steil. Statt einer eigentlichen Bremse wird an jedem Rade ein Holzstück befestigt, welches man nach Belieben anziehen kann, und hinter jeden Wagen spannte man 2 bis 3 Maulthiere, um ihn im Nothfalle zurückzuhalten. Der 24. November verlief ohne besondern Unfall; aber wenn ich hundert Jahre lebte, würde ich niemals vergessen, was mir am 25. zustieß. Zum ersten Male in meinem Leben sah ich

mich Auge in Auge dem Tode gegenüber. Wir waren an einer Stelle angekommen, die so steil abfällt, daß ich den Wagen meiner beiden Mitbrüder mit schwindeleerregender Schnelligkeit einige hundert Meter weit trotz alles Bremsens nicht rollen, sondern gleiten sah. Man schauderte unwillkürlich, namentlich wenn man beachtete, daß der Pfad, welcher gerade breit genug war, um unser Fuhrwerk durchzulassen, am Rande eines mehrere hundert Meter tiefen Abgrundes hinlief. Gott befohlen! jetzt war die Reihe an mir! Wir hatten keine 50 m zurückgelegt, als mardurchdringendes Geschrei in meinen Ohren gellte. Wehe, ich sehe meinen Wagen, statt rechts umzubiegen, nach links dem Abgrunde zuschießen. Ich fühle einen heftigen Stoß, der Wagen neigt sich, ich springe hinaus und helfe den drei Fuhrleuten, die nur an einem ein-



Der Barkul-See.

zigen Rade, das noch auf festem Boden steht, über dem Abgrunde schweben. In wenigen Minuten kamen meine Reisegefährten und die Soldaten uns zu Hilfe und wir waren, Gott sei Dank, gerettet. Ich warf mich auf die Kniee, und wahrlich, ich habe der göttlichen Vorsehung und meinem Schutzengel von Grunde meines Herzens gedankt!

Am Abend lagerten wir am Fuße des Berges und sahen am darauffolgenden Tage Hui-sching, wo mehrere christliche Familien wohnen. In der Nähe der Stadt erblickten wir in bestimmten Zwischenräumen aufgerichtete Stangen und vernahmen zu unserm großen und freudigen Staunen, daß es der Telegraph sei, den die Russen zur Zeit, da sie diese Provinz besetzt hielten, hergestellt hatten. Da er, wie man uns ver-

sicherte, noch in brauchbarem Zustande war, konnten wir unsern Mitbrüdern in Belgien die pünktliche Nachricht von unserer Ankunft im Mj-Gebiete telegraphisch mittheilen¹.

Plötzlich sahen wir drei Reiter in gestrecktem Galoppe auf uns zukommen. Alle drei waren Christen, der eine davon der Militär-Mandarin. Sie warfen sich zu Boden, berührten mit der Stirne den Staub und hießen uns von Herzen willkommen. Der eine sprengte mit Windeseile nach Hui-sching zurück, und bevor wir die Stadthore erreichten, sahen wir ihn an der Spitze eines zahlreichen Gefolges, welches uns im Triumphe

¹ Die Depesche kam in der That am gleichen Tage im Seminar zu Schentvelb richtig an.

nach der Wohnung eines der angesehensten Christen führen wollte, wieder zu uns stoßen. Ein Festmahl feierte das freudige Ereigniß. Wir meldeten dann dem Gouverneur des Njy-Gebietes unsere Ankunft, und er hieß uns gemäß der Aufträge, die er vom Vicerönik von Peking erhalten hatte, freundlich in seiner Provinz willkommen.

Am 27. November, dem letzten Tage unserer Reise, blieben uns noch 120 Li (12 Stunden) bis Kuldscha, oder wie die Chinesen die Stadt nennen, bis Tschin-ting-dse, zurückzulegen, wo wir unsere Missionsstation errichten wollten und wo, nach der Versicherung der Christen, unsere Wohnung bereit steht. Auch dort wurden wir wie im Triumphe empfangen. Der Gouverneur hatte

uns eine ganze Schwadron Reiter entgegengeschickt; sieben Offiziere, darunter einer mit einem rothen, drei mit einem blauen und ebensoviele mit einem weißen Knopfe, trabten zur Seite unserer Wagen. Der Jubel der Christen war groß. Die Gassen waren mit Menschen gefüllt, so daß unser Zug sich nur mühsam durch die Menge Bahn brechen konnte. Und welches bunte Gewimmel! Ein wahres Babylon! Wir sahen Chinesen, Mandschu, Mongolen, Tarantshi (tatarische Bauern), Kirgisen, Kosaken, Muhammedaner und Russen. Wir hielten vor einer kleinen Kapelle, wo sich die Christen an Sonntagen regelmäßig versammelten; rings um das bescheidene Gotteshaus standen

ihre Wohnungen. Ich brauche nicht zu sagen, mit welchen Gefühlen wir das Te Deum anstimmten. Nachdem wir Gott für den Schutz auf unserer weiten Reise gedankt hatten, richtete P. Janssen auch einige warme Dankesworte an die

Christen, welche uns einen so herzlichen Empfang bereiteten, und gab ihnen im Namen des Bischofs den Segen. Die guten Leute weinten vor Freude und Glück. „So werden nun unsere Kinder künftighin getauft und in der christlichen Religion unterrichtet werden,“ sagten sie, „der Priester wird den Ehebund unserer Söhne und Töchter einsegnen und wir selbst werden diese Welt nicht verlassen, ohne durch die Sacramente der heiligen Kirche gestärkt zu sein.“

Wir verhehlen uns die Schwierigkeiten, welche wir hier zu bekämpfen haben, keineswegs, hoffen aber nichtsdestoweniger viel Gutes zu wirken. Ein Umstand flößt uns etwas Besorgniß ein: wie werden wir mit unserem hochwürdigsten

Bischofe in Verbindung bleiben können? Wie Sie gesehen haben, brauchten wir beinahe drei Monate von Tientschen bis hierher und wahrlich, wir sind möglichst rasch gereist. Der Bischof gab uns zwar eine Geldsumme, welche nach seiner Ansicht für ein Jahr ausreichen sollte; aber er wußte nicht, wie viel theurer die Lebensmittel hier sind, als im Innern China's, und unsere armen Christen können wenig für uns thun. Glücklicher Weise ist unsere Verbindung mit Europa nicht abgebrochen, und man kann uns im Nothfalle mit der russischen Post von Belgien aus direct Unterstützung schicken. So hoffen wir denn, daß man uns in diesem verborgenen Winkel der Welt nicht vergessen werde und daß wir, unter-



Grabkapelle Mgr. Mbrand's, des ersten apost. Vikars von Kweitſchen. († 22. Febr. 1853.)

stützt durch die Gebete und Almosen unserer Glaubensbrüder, mit großem Nutzen die frohe Botschaft des Heiles diesem einfältigen und gut gestimmten Volke im fernen Njy-Gebiete verkünden werden.

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Auch das apostolische Vikariat Kwei-tſchen ist nunmehr von der Verfolgung in Mitleidenschaft gezogen worden, wie ein Schreiben des Herrn Bobinier aus der Gesellschaft der auswärtigen

Missionen uns berichtet. Schon aus der Überschrift des Briefes errathen wir seinen Inhalt, er ist nämlich datirt nicht aus dem Missionshause, sondern aus dem Regierungsgebäude von Tsen-y-fu, der Hauptstadt der Provinz Kwei-tſchen. Doch lassen wir uns das Nähere von Herrn Bobinier selbst erzählen.

„Am 28. September,“ schreibt er unter dem 4. October, „ließen die Mandarine von Tsen-y-fu die kaiserliche Kriegserklärung gegen die Franzosen öffentlich anschlagen, und da dauerte es denn keine Stunde mehr, bis der Böbel sich zusammengerottet hatte und dem Edicte die böswilligsten Deutungen gab. Eine große Menschenmenge drang dann in die Kirche, und bald wurden diese Besucher, die anfänglich noch ruhig und anständig sich benahmen, immer frecher und frecher. Sie behaupteten, das Edict sei gegen die christliche Religion gerichtet; die Franzosen hätten in Tongking so viele Chinesen getödtet, daß der Kaiser in seinem Reiche fürder weder Missionäre noch Christen dulden wolle; denn auch die letzteren seien Freunde der Franzosen. Glücklicher Weise eilten auf unsere Benachrichtigung hin die Mandarine herbei und zerstreuten die Aufrührer. Wachen wurden aufgestellt, um die Kirche (s. Abbildung S. 64 u. 65) zu schützen; aber Geschrei und Drohungen dauerten fort die ganze lange Nacht hindurch. Endlich kehrte das Tageslicht zurück und mit ihm Ruhe und Sicherheit.

In der folgenden Nacht erneuerten sich dieselben Scenen, aber noch einmal ohne Schaden anzurichten. Ich erfuhr indeß, daß man auf dem Lande die Plünderung der Christen begonnen habe. In der Nacht vom 30. September auf den 1. October endlich, ein wenig nach Mitternacht, erzwang sich eine mit Stöcken und Lanzen bewaffnete Bande den Zutritt zur Kirche. Sie war nur zum Schein bewacht; im Herzen wünschten die Soldaten nichts sehnlicher, als an der Plünderung Theil zu nehmen. Die Leute fielen also über die Kirche her; Alles wurde zertrümmert, umgestürzt, geplündert. Mit Tagesanbruch war die Verwüstung beendet; nur die nackten Mauern blieben, Geld, Möbel, Thüren und Fenster, Alles war verschwunden. Dann versuchte man die Kirche niederzubrennen, aber es gelang nur, ein Waisenhaus in Asche zu legen.

Ich befand mich bei der Kirche in Begleitung des Herrn Bouchard, welcher sich in ein benachbartes Haus rettete. Mir selbst gelang es, das Regierungsgebäude zu erreichen; aber fragen Sie nicht, unter wie viel Gefahren und Ängsten. Selbstverständlich wurden in dieser Unglücksnacht auch alle Häuser der Christen geplündert. An den folgenden Tagen kam dann die Reize in die Christen auf dem Lande und an die Kapellen, welche wir dort besitzen. Ein schrecklicher Verlust! 53 Stationen sind verloren, keine einzige ist der Zerstörung entgangen! Ich hatte in Tsen-y ein großes Mädchenwaisenhaus des Vereins der heiligen Kindheit. Ein neues Unglück! Man raubte die Kinder und brachte sie zu heidnischen Familien, man beschimpfte und verhöhnte die christlichen Jungfrauen, und es wäre zu noch Schlimmerem gekommen ohne die Hilfe zweier Christen, die zu ihrem Schutze bei ihnen blieben, und trotz aller Schläge ihren Posten nicht verließen. Man flüchtete sie hinter die Mandarine, welche der Plünderung bewohnten, ohne auch nur einen Finger zu rühren. „Man kann uns tödten lassen,“ sprachen sie zum Präfecten, „aber dergleichen Beschimpfungen darf man uns nicht aussetzen.“

In derselben Nacht war Su-yang-hien, eine Unterpräfektur 10 Meilen von Tsen-y entfernt, Schauplatz derselben Scenen, desselben Kirchenraubes; viele Christen wurden schwer mißhandelt. Der Missionär, Herr Jouishomme, entging wie durch ein Wunder dem Tode und rettete sich mit Verlust all seiner Kleider in das Gerichtshaus. Selbst die Strümpfe hatte man ihm mit Gewalt ausgezogen. Am andern Morgen verfolgte man ihn sogar bis in's Regierungsgebäude und verlangte seinen

Kopf. In den nächsten Tagen wurden die Christengemeinden und Kapellen der Umgegend zerstört, ganz wie es auch bei Tsen-y geschah. Am Abend des 2. October kam die Reize an die Unterpräfektur Tong-tse-hien, 14 Meilen von Tsen-y entfernt gelegen. Wir besaßen dort eine große Niederlassung und zwei Waisenhäuser, eins für die Knaben, eins für die Mädchen, mit zusammen 150 Kindern. Schrecklich zu sagen: beide Anstalten wurden in einer Nacht vernichtet. Der Missionär, Herr Konat, wird im Regierungsgebäude bewacht. — Heute erhalte ich Nachricht von der Plünderung der Kirche in Meitan. Zwei weiter entfernten Städten, Tscheng-yen und Jen-hoay, wird es nicht anders gehen. Vielleicht beruht auch noch eine andere Nachricht, die ich heute erhielt, auf Wahrheit, daß nämlich auch in der Hauptstadt (Kuei-yang) der Sturm losgebrochen ist und der Bischof sammt den Missionären Zuflucht im Regierungsgebäude suchen mußte. Aber ich will lieber hoffen und glauben, daß das Gerücht falsch ist. Es wäre sonst zu viel Unglück auf einmal. Drei große Stationen mit Kirche und Waisenhäusern, drei kleinere in andern Städten, 53 christliche Stationen im Distrikt von Tsen-y, nahezu 40 in Su-yang, etwa 20 in Tong-tse, alle in Ky-tan, Tscheng-yen, Jen-hoay liegen in Trümmern; die Christen sind auf der Flucht, die Missionäre Gefangene der Regierung. Das alles bedeutet einen Verlust von mehreren hunderttausend Mark; aber was ist der materielle Schaden gegen das Verderben so vieler Seelen und die Nothstände in der Seelsorge, welche sich in der Folge einstellen werden?“

Die Befürchtungen des Missionärs für die Hauptstadt von Kwei-tschu, Kuei-yang, scheinen begründet. Ein Bote aus jener Stadt berichtete in Schang-hai, daß bei seiner Abreise am 2. October die Wohnung des Bischofs von Soldaten umzingelt war und das Volk die Plünderung der Anstalten und den Tod der Missionäre verlangte. Weiteres ist noch nicht bekannt. — Der oben erwähnte Missionär von Tong-tse, Herr Konat, hat unter dem 8. October ebenfalls einen Brief nach Schang-hai gesandt, welcher im Allgemeinen nur die von Herrn Bobliner gegebenen Nachrichten wiederholt und bestätigt. Die Ereignisse von Tong-tse selbst sind indeß ausführlicher erzählt, wir wollen deshalb unsern Lesern die betreffende Stelle des Briefes Herrn Konat's vorlegen.

„Da ich von den Verwüstungen in Tsen-y gehört hatte und Jedermann unserm Tong-tse ein gleiches Schicksal vorhersagte, wandte ich mich an den Mandarin, welcher auch die nöthigen Maßregeln zu treffen versprach. Aber kaum war ich nach Hause zurückgekehrt, als die Volksmenge schon in die Höfe drang, die Fenster in Trümmer warf und die Thüren erbrach. Ich rettete mich über die Umfassungsmauer und flüchtete mich mitten durch eine große Menschenmenge zum Amtlocal der Regierungsbeamten. Man warf mir einige Steine nach, aber sie trafen mich nicht. Der Mandarin kam glücklicherweise noch, bevor die Plünderung zu Ende war; aber am folgenden Tage kehrte der Böbel zurück und vollendete sein Werk. Die Christen auf dem Lande sind gänzlich ausgeraubt, und da die meisten aus Su-tschuen stammen und hier zu Lande keine Verwandten haben, so befinden sie sich im äußersten Elend. Was mich betrifft, so hat ein Christ mir noch 200 und einige Taels gerettet, außerdem ist mir noch mein Kleid und ein Band des Breviers geblieben. Ich lasse die Christen auffuchen, um ihnen einige Unterstützung zu gewähren, aber es ist schwer, sie zu finden. Ach, wie viel Elend überall, und was soll noch werden aus diesen armen Leuten! Möge Gott sich ihrer erbarmen! Und erst die unglücklichen Waisen-

Kindern! Mehr als zehn von ihnen betteln an der Thüre des Amtshauses; der Mandarin läßt Reis an sie austheilen. Einstweilen befinde ich mich noch im Regierungsgebäude, aber ich denke daran, mich nach der Hauptstadt zu begeben. Werde ich wohl dort ankommen? Ich weiß, daß hier in Tong-tse die Verfolgung mit dem Willen oder wenigstens mit dem Wissen der Scheo-zen und Tong-tse angestiftet wurde, und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß sie mich auf der Reise tödten ließen. Aber wie der liebe Gott will, mein Leben ist in seiner Hand."

Schon unter dem 9. October konnte Herr Bobinier von neuen Schlägen des Unglücks melden:

"Alle unsere Stationen im Norden sind vernichtet. Sobald Herr Chaffanjon, Missionär in Mey-tan, von der Plünderung Tsen-y's hörte, packte er die werthvollsten Gegenstände und die Altargeräthe zusammen, bestieg ein Maulthier und rettete sich nach einer drei Stunden entfernten Stadt. Aber schon am nächsten Tage folgten ihm die Heiden auch dorthin und plünderten die Häuser der Christen. Unser Mitbruder, der in ein heidnisches Haus der Nachbarschaft sich geflüchtet hatte, wurde bald entdeckt und gefangen genommen. Man nahm ihm Gepäc und Geld und schloß ihn dann in ein Zimmer ein; sein Leben rettete er nur gegen eine Geldsumme. In der Nacht indeß, während die Wächter über sein Schicksal beriethen, gelang es ihm, zu entfliehen: eine Nachricht, die mir der Diener des Missionärs überbrachte. Armer Mitbruder! was wird aus ihm geworden sein in diesem heidnischen Land, ohne Führer, ohne Geld, unter solchen Umständen? Seine Verfolger werden ihn gar bald wieder ergriffen haben, und ich fürchte jeden Tag die Nachricht von seinem Tode zu erhalten."

Heute meldet man mir die Plünderung und Zerstörung der Kirche und des Missionshauses aus der Präfektur Tche-sien-su, aus den Unterpräfekturen Gan-hoa und U-tschaoan, in welcher letzterer der ehrw. Moyo vor einem Jahrhundert den Martertod starb. In Gul-lan-po ist auch auf dem Lande eine Kapelle zerstört worden. Aber wenn in den Städten einmal die Kirchen geplündert sind, wird es auf dem Lande bald auch so gehen. Kaum eine christliche Station wird verschont bleiben.

Vor einigen Tagen erließ der Präfekt von Tsen-y ein Edict, welches den Neophyten unter Strafe der Gütereinziehung die Abschmäderung des christlichen Glaubens befiehlt. Kurz vorher hatte er ein anderes erlassen, welches Kirche und Eigenthum der Mission als dem Staatsschatz versallen erklärte."

Apost. Vikariat Kuang-Tong. Auch die durch den Tod des hl. Franz Xaver ehrwürdige Insel Sancian war der Schauplatz ebenso feiger als himmelschreiender Gewaltthaten. Ein Bewohner dieser Insel, Lam-hon-lap mit Namen, hat Herrn Rousselle in Macao die folgenden traurigen Nachrichten überbracht:

"Am Abend des dreizehnten Tages im dritten Monat (am 1. October) warfen zwei Barken im Hafen von San-tchao (Sancian) Anker, zwei km ungefähr von der Kapelle und der Wohnung der Missionäre entfernt. Sie brachten die Mandarine zweier Städte des benachbarten Festlandes: Lu-lun-su von Kuong-hoi und Se von Hol-in; beide waren von Truppen begleitet. Bald verbreitete sich das Gerücht auf der Insel, die chinesischen Beamten seien gekommen, um die Kapelle zu zerstören und die Christen zu verhaften. Am nächsten Morgen versammelten sich die Truppen, zu ihnen gesellten sich die Matrosen verschiedener Schiffe aus dem Hafen von San-

tchao und alles Gefindel der Insel. Diese Bande stürzte sich auf die Kirche und die Wohnung der Missionäre.

Die Christen waren glücklicherweise durch einen Heiden des Festlandes schon gewarnt und hatten ihre kostbarste Habe retten können; aber selbst das Wenige, was sie nicht verborgen hatten, war genügend, um die Habgier der Räuber zu reizen. Zudem gab es ja noch Thüren, Fenster, Bänke, Tische, Schränke, die man wegschleppen konnte. In kurzer Zeit waren Kapelle und Wohnhaus der Missionäre geplündert; Glocke, Altar, Möbel, Thüren, Fenster, sogar die Steinflesien des Bodens, Alles war verschwunden. Dieser ersten Heibenthät folgte dann die zweite an der Kapelle, welche über dem ersten Grabe des hl. Franz Xaver sich erhebt (Jahrg. 1873, S. 124). Auch dort wurde Alles zertrümmert, der Altar zerstört, das Pflaster aufgerissen. Der ganze zweite October verging mit diesen Raubanfällen. Erst am folgenden Tage machten die Mandarine Anstalten, um ihre Aufträge auszuführen und die Kapellen zu schließen. Angstlich wahrten sie den Schein der Gesezlichkeit, stellten sich erbittert gegen die Plünderer und ließen sogar einen Soldaten verhaften, der im Besitz eines gestohlenen Gegenstandes aus der Mission befunden wurde. Die Thürflügel der Kapelle hatte man zerbrochen und zu Boden geworfen; sie wegzuschleppen, war des Gewichtes wegen unmöglich gewesen. Sie wurden wieder an ihre Stelle gesetzt und mit einem Stück der zertrümmerten Communionbank gestützt, aber so nachlässig, daß der erste Windstoß wieder Alles umgestürzt hat. Dann berief man die angesehensten Einwohner der beiden Nachbarörter und machte sie für die Erhaltung der rein ausgeplünderten Mauern verantwortlich.

Die Komödie war damit beendet, jetzt mußten die Spieler bezahlt werden. Dieß geschah auf folgende Weise. Gleich beim Ausbruch der Unruhen hatten die Christen die Flucht ergriffen. Die einen hatten bei heidnischen Verwandten und Freunden sich verborgen, die andern im Gebirge Zuflucht gesucht. Ohne Schutz vor dem Regen, ohne Nahrung haben sie in den Wäldern viel gelitten, wie man sich leicht denken kann. Eine arme Christin lag schon fast in den letzten Zügen, als man sie zum Glück noch fand und in's Dorf zurückbrachte, und auch jetzt noch schwebt sie zwischen Leben und Tod. Ihr Mann war der einzige Christ seines Dorfes, sein Haus verfiel also der Plünderung. Andere Frauen sollen im Gebirge umgekommen sein, die Männer bringen den Tag außerhalb ihrer Dörfer zu und wagen höchstens bei Nachtzeit, ihre Heimath zu besuchen. Lam-hon-lap, der Überbringer der Nachrichten aus Sancian, und noch ein anderer Christ hatten im Hafenplatz kleine Läden; beide wurden ausgeraubt. Auch andern Christen plünderte man die Häuser, verwüstete man die Saaten. Aber die Vertreter der Gerechtigkeit befanden sich doch auf Sancian, konnte man von ihnen keine Gerechtigkeit erlangen? Ganz im Gegentheil, die Mandarine wollten für sich ebenfalls einen Antheil an der Beute und sandten die Dorfvorsteher, um ihn sich zu verschaffen. Die Mandarine brauchen so und so viel Pfaster, um ihre Soldaten und die Reisekosten zu bezahlen; 600 Pfaster müssen also von einigen wenigen Christenfamilien gezahlt werden, und das ist eine ungeheure Summe für diese armen Bauern und Fischer. Nicht einmal die ganz Ausgeplünderten blieben unbesteuert; Lam-hon-lap z. B., der Alles verloren hat, wurde zu 25 Pfastern verurtheilt. Noch mehr! Die Obrigkeit von Sancian erblickt in ihrer Weisheit in den Christen die Ursache der Unruhen — denn gäbe es keine Christen,

so könnten sie nicht geplündert werden — und legt ihnen zur Strafe eine Buße von 800 weitem Pfaster auf. Und wie soll eine solche Summe aufgetrieben werden? Das ist sehr einfach. Zuerst verkaufte man den Verurtheilten Heerden und Ernten, und da das nicht genügte, so belegte man schon im Voraus die künftige Reisernte mit Beschlagnahme oder ihre Häuser mit einer Schuldenlast.

Die Hauptschuldigen in der ganzen Sache sind die heuchlerischen Mandarine, denn ohne sie hätten die Einwohner der Insel zu solchen Gewaltthaten sich nie hinreissen lassen. Der Mehrzahl nach sahen sie den Ereignissen gleichgültig zu, mehrere haben sogar offen die Plünderung getadelt. Die zwei Dörfer in der Nachbarschaft des Missionshauses nahmen keinen Theil an derselben, und während in einem kleinen Ort im Innern der Insel der Gong geschlagen wurde, um die Einwohner zum Beutegang einzuladen, ertönte in einem benachbarten Dorf der Tam-tam, um alle Theilnahme daran zu verbieten.“

Die Missionäre sind den Nachstellungen der Unruhestifter glücklich entgangen. „Ich selbst“, schreibt Herr Rousselle, „hatte Sancier gerade zur rechten Zeit verlassen; denn kaum war ich in Hongkong eingetroffen, als das Feuer losbrach. Auch meinem Gefährten, Herrn Deat, suchte ich die Mittel zur Flucht von der Insel zu bieten. Es war das schwer, denn keine Barke wollte oder konnte die Überfahrt unternehmen, und die Schiffe der Regierung nahmen meinen Voten nicht an. Vord. Trotzdem gelang es endlich einem derselben, zu Herrn Deat zu gelangen, und einige Tage vor der Plünderung glückte es ihm noch, sich zu retten. Man dachte daran, ihn gefangen zu nehmen und ein hohes Lösegeld für ihn zu fordern.“

Aus Tsché-kiang berichtet der apost. Vikar, Herr Reynoud, daß die Missionäre nun auch aus King-So, Tschu-san und Hang-tschu vertrieben sind. Die Abreise der Priester und Ordensschwester verlief an den bezeichneten Stationen ohne Unfall, wohingegen der Missionär von Weng-tschu, Herr Procacci, merkwürdige Abenteuer bei seiner Rettung bestehen mußte. Weng-tschu ist nämlich ein Hafen im südlichen Tsché-kiang und liegt folglich nahe an der Grenze des jehüen Kriegsschauplatzes der Provinz Fukien. Begreiflich also, daß gerade hier die Bevölkerung besonders aufgeregt ist, und daß es schon seit lange an Exzessen gegen Herrn Procacci und die Christen nicht fehlte.

„Plakate wurden an unserm Haus und fast überall angeschlagen, um das Volk aufzureizen. ‚Nieder mit dem Priester, tödtet die Neophyten, zerstört ihre Häuser, tilgt das Andenken an ihre Religion‘, hieß es darin. Ich habe etwa 20 solcher Plakate gesammelt, welche bei Tagesanbruch von unsern Dienern abgerissen wurden. Ich versichere Sie, daß ihre Lektüre wohl geeignet ist, Schrecken einzujagen.

Auf einem dieser Plakate wurde der 31. August zur Zerstörung unseres Hauses und zur Ermordung seiner Bewohner bestimmt und Jeder eingeladen, mit einem Messer bewaffnet um Mittag sich einzufinden. Die Gefahr schien dringend; um die Christen ihr nicht auszusetzen, verbot ihnen der Missionär, am 31. zur Messe zu kommen, und feierte dieselbe in der Stille des Morgens um 5 Uhr. Alles war ruhig in den Straßen, und der Missionär dachte diesmal noch mit der Furcht davonzukommen. Indeß begannen einige verdächtige Gestalten in der Umgegend herumzustreifen und vor unserm Hause sich niederzusetzen.

Allmählich wurden ihre Reihen dichter, und zuletzt hatten sie die ganze Straße erfüllt. Die Gefahr wurde immer größer. Herr Procacci trug die Schlüssel des Tabernakels bei sich, bereit, beim ersten Zeichen des Angriffs die heiligen Hostien zu konsumiren. Da erhebt sich plötzlich ein Geschrei, der Lärm nimmt zu, unser Mitbruder eilt zur Kapelle, um das heilige Sakrament zu retten und sich zum Tode vorzubereiten. Aber

nein, es ist nur ein Abgesandter des Mandarins gekommen, um den Besuch seines Herrn anzumelden. Der Mandarin kam in der freundschaftlichen Absicht, Herrn Procacci zu retten, indem er dem Volkshausen versicherte, er selbst habe unser Haus durchsucht und mit eigenen Augen alle Winkel und Ecken durchforstet, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Jeder möge also zu seinen gewöhnlichen Geschäften zurückkehren und den Gerüchten keinen Glauben schenken, welche schlechte Subjecte gegen die Religion ausstreuten u. s. w. Diese Erklärung verschaffte



Die St.-Josephs-Kirche zu Kwei-Yang.

Herrn Procacci wieder ein wenig Ruhe und Frieden. Trotz der Droh-Plakate war jetzt seine Unruhe so groß nicht mehr; denn die Anzeichen der Gefahr wurden immer schwächer und schwächer. Am 3. October mußte er bei einem Versetzung fast bis an's andere Ende der Stadt sich wagen. In den Straßen begrüßte man ihn wie gewöhnlich, nichts deutete auf den Sturm, der am folgenden Tage losbrechen sollte.

Es war am Samstag, den 4. October, gegen Abend. Der Tag war ohne besonderes Ereigniß verfloßen; Alles draußen noch ruhig. Herr Procacci hatte sich eben zu Bett gelegt, als plötzlich Geschrei ertönt und heftige Schläge gegen die Thüre dröhnen. Der Missionär springt auf, wirft hastig die Kleider um und geht hinunter. Er will um Hilfe zum Mandarin schicken; aber man antwortet ihm, er werde nicht zu Hause sein, denn die Häuser der Protestanten ständen bereits in Flammen. Ein Hagel von Steinen faust auf das Dach nieder, Tausende von Leuten sind auf der Straße und umzingeln das

Haus; Stöcke, Lanzen, Flinten werden drohend gegen uns geschwungen. Schon weicht die Thür der Wucht der Schläge; die Menge will hinein, aber zwei treue Hunde halten sie noch einen Augenblick im Zaum, so daß unser Mitbruder noch Zeit findet, die heiligen Hostien zu consumiren. Dann mußte er an die Flucht denken, denn die Wüthenden waren schon eingedrungen und riefen und suchten überall nach dem Europäer. Herr Procacci flieht hinter das Haus und will sich über die Gartenmauer retten; aber es gelingt ihm nicht, sie zu ersteigen. Dreimal versucht er, im Sprung sich hinaufzuschwingen; dreimal fällt er erschöpft und mit blutenden Füßen wieder zurück. Da rafft er sich zu einem letzten Versuch auf, empfiehlt sich der seligsten Jungfrau und nimmt all' seine Kräfte zusammen. Ein kräftiger Fußtritt gegen die schwache Mauer, und ein Ziegelstein weicht; noch ein zweiter, und das Werk ist gelungen: zwei Stufen zur Ersteigung waren gewonnen.

Es war aber auch hohe Zeit; kaum auf der Höhe angelangt, erblickt Herr Procacci ganz in seiner Nähe auf dem Dache des Hauses vier oder fünf Leute, welche dort Petroleum ausgießen, um den Flammen ihr Werk zu erleichtern. Sie bemerken unsern armen Mitbruder nicht, der sich rasch zur Erde gleiten läßt und bei den Nachbarn Zuflucht sucht. Weiter konnte er nicht fliehen, denn die Straßen waren alle durch die Volksmassen gesperrt. Aber vergebens wendet er sich an das Mitleid seiner Nachbarn, man stößt ihn mit Drohungen zurück oder wehrt ihm selbst mit Stöcken den Eintritt. Endlich macht ein Greis, trotz des Widerspruches von Frau und Kindern, ihm ein Zeichen, zu kommen. In einem Winkel der Küche kauert er sich nieder und versteckt sich hinter Reisgütern. Dort hört er nun das Knistern des Feuers, welches sein Haus verzehrt, sieht die Flammen, welche der Wind auf sein Versteck zutreibt, um vielleicht bald auch diesen letzten Zufluchtsort zu zerstören. Das Geschrei des Volks bringt zu seinen Ohren und unterrichtet ihn von allem, was geschieht. Man sucht ihn in einem fort, mehrere Personen bringen bis in die Küche, wo er sich befindet. Er kann sie sehen und hören; man fragt nach ihm, ist erstaunt, daß er entwischen konnte; Andere erzählen, was sie aus seinem Zimmer geraubt haben. Um ihn nicht zu verrathen, stimmt der Herr des Hauses in die Verwünschungen mit ein und überbietet sie noch. Weinade erstickt von Hitze und in beständiger Todesangst, bringt Herr Procacci die ganze Nacht und den folgenden Sonntag in seinem Versteck zu.

Am andern Morgen kamen die armen Christen, um unter den rauchenden Trümmern die Leiche ihres Vaters zu suchen. Sie betrachteten seinen Tod als gewiß und beteten mit Eifer

für ihn. Unterdessen hatte Herr Procacci Mittel gefunden, den Mandarin von seiner Lage in Kenntniß setzen zu lassen, und alsbald machte dieser Anstalten, um ihm zu Hilfe zu kommen. Einige Sänften werden bestellt, Laternen angezündet; Reiter mit langen Lanzen steigen zu Pferd, Fußsoldaten suchen ihre alten Flinten hervor; es ertönt der Tam-tam und der Zug setzt sich in Bewegung.

Fünzig Schritte von dem Versteck des Missionärs läßt der Mandarin halten und sendet einen seiner Begleiter mit einem Tragfessel, um unsern Mitbruder aus seinem Versteck zu befreien. Der Abgesandte bittet ihn, rasch die Mandarinkleidung anzulegen, welche er mitgebracht hatte. Um einem so vornehmen Aufzug entsprechend sich puzen zu können, war es schon zu dunkel, und die Zeit drängte. Angethan mit einem Seidenkleid, lange Stiefel an den Füßen, auf dem Kopfe den Amtshut mit dem entsprechenden Knopf, schritt unser neuer Mandarin majestätisch aus dem Hause, immer vorsichtig bestrebt, die Länge seines Bartes zu verbergen. Auf ein Zeichen seines Begleiters steigt er in die Sänfte und läßt sich zum Mandarin tragen, der sich selbst vom Zuge entfernt hatte, um die Leute besser täuschen zu können. Der Zug macht lehr und begibt sich wieder zum Amtshaus, wo Herr Procacci unter dem Schutz von vier Reitern und einigen Hundert Soldaten ankommt, ohne von der neugierigen Menge angehalten oder erkannt zu werden. Der Weg hatte ihn an den Trümmern seiner Wohnung und des Waisenhauses vorbeigeführt.

Der Mandarin erschöpfte sich in Beileidsbezeugungen und schien schmerzlich berührt von den Ereignissen. Vielleicht dachte er, daß eines Tages auf seine Kosten der Schaden wieder gut gemacht werden müßte.

Inzwischen suchten die Christen ihren Missionär überall, um

ihn entweder todt oder lebendig zu finden. Sie durchstreiften die Stadt, aber alle Thüren blieben ihnen verschlossen. Sie klopfen an's Thor des Amtshauses, um Auskunft zu erhalten, und wurden auch hier zurückgewiesen. Als Bettler verkleidet, versuchten sie von Neuem ihr Glück; auch das war vergebens. Bald indeß erfuhren sie, daß Herr Procacci noch lebe, und es gelang ihnen, bis zu ihm vorzudringen. Welch freudiges und zugleich schmerzliches Wiedersehen! Sie berichteten ihm namentlich über das Schicksal der Waisenmädchen, welches ihm am meisten Unruhe verursachte. Mit Freuden hörte er, daß ein Militärmandarin mit einigen Soldaten sie den Händen der Barbaren entrißen hatte, welche bereits in das Haus der armen Kinder eingedrungen waren und einige Christinnen vom Lande mitgehandelt, die des folgenden Tages die heilige Messe hören wollten. Ihr Befreier hatte sie in das heidnische Waisen-



Glockenthurm der St.-Josephs-Kirche zu Kwei-Yang.

haus geführt, wo sie sich noch befanden. Nur von einem Knaben von fünf Jahren ließ sich keine Spur mehr entdecken. Ob er von den Flammen verzehrt, von dem einstürzenden Haus erschlagen oder von den Heiden geraubt worden ist, läßt sich noch nicht bestimmen. Um die armen Waisen der Gefahr zu entziehen, welche unter der Obhut heidnischer Wärterinnen ihnen drohte, ließ Herr Procacci sie bei einigen christlichen Familien auf dem Lande unterbringen.“

Montag den 6. October wurde der Missionär mit Tagesanbruch in demselben Aufzug, wie Tags vorher, zum englischen Consul gebracht, welcher außerhalb der Stadt auf einer kleinen Insel wohnt. Von dort gelangte er in zwei Tagen zu seinem Obern nach Ning-po. Bald erfuhr man dort, daß auch auf dem Lande den Christen keine Ruhe gegönnt wurde. Einige Familien hatte man ausgeplündert und mißhandelt, eine Kapelle war vollständig ausgeraubt worden.

Vorderindien.

Apost. Vikariat Madura. P. Jean S. J., der frühere Rector des großen St.-Joseph-Collegs in Tritschinopoly, theilt uns eine interessante Reise mit, welche er zu Anfang des letzten Jahres durch den südlichen Theil der blühenden Mission von Madura machte. Wenigstens einen Auszug des umfangreichen Briefes müssen wir an dieser Stelle bringen.

„Am 5. Februar, am Feste unserer japanesischen Martyrer, verließ ich gegen Mittag Tritschinopoly. Vom Zuge aus kann ich Ihnen im Vorbeifahren die Kuppel der Kirche von Maleiadipatti und die Wohnung unseres P. Buthen, dann die 20 Thürmchen der Basilika von Dindigul, endlich in der Ferne auf den Höhen von Kodikanel das Kirchlein U. L. Frau von Lasalette zeigen, und 7½ Uhr Abends treffen wir in der Stadt Madura ein. Die Kirche ist eine der ältesten der Mission; besteigen wir einen der beiden schönen Thürme, welche die Fagade derselben schmücken. Von der Höhe des Thurmes genießen wir einen freien Blick über die ganze Stadt mit ihren dichtgebrängten, wohlgebaute Häusern, breiten und geraden Straßen, ihren zahlreichen Pagoden, welche Zeugniß ablegen, wie sehr der Teufelsdienst noch in Blüthe steht, und darüber hinaus auf den Kranz von Kokusbäumen, der die Stadt rings umrahmt. In der Ferne erhebt sich der gewaltige Felsblock, der wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Rumpfe eines Elephanten Vaney-Maley heißt. Ganz nahe an der Kirche steht die Knabenschule, und nur durch die Straße davon getrennt das Kloster der Schwestern U. L. Frau von den sieben Schmerzen¹ und die Mädchenschule. Etwa 200 Schritte von unserm Hause ragt der Palast der alten Könige von Madura empor, ein Meisterwerk indischer Baukunst nach dem Urtheile von Kennern.

Lord Ripon, unser vortrefflicher Vizekönig, der uns leider bald verlassen wird, sollte neulich Madura besuchen, und wir hatten ihn gebeten, unsere Anstalten durch seine Gegenwart zu beehren. Ein Zwischenfall vereitelte jedoch seine Reise nach Madura, und als schon Alles zu einem glänzenden Empfange bereit war, kam ein Abgasetelegramm. Die Hindu sind für den Vizekönig begeistert, während seine Landsleute gegen ihn Front machen, seitdem er ihre Vorrechte etwas einschränkte. Lord Ripon ist ein ausgezeichnete Mann; er

pflegt nichts zu unternehmen, ohne daß er vorher die Sache im Gebete Gott empfahl und auch von Andern beten ließ. Noch neulich sprach er uns seinen Wunsch aus, wir möchten nach seiner Meinung eine Novene von heiligen Messen vor dem Feste des hl. Franz Xaver lesen. Täglich hört er eine heilige Messe, empfängt wöchentlich drei- bis viermal die heilige Communion, wohnt oft dem öffentlichen Gottesdienste bei und erbaut alle Anwesenden durch seine fromme Sammlung.

P. Darrieutort ladet uns ein, mit ihm das Gut Candamary zu besuchen, das etwa fünf (englische) Meilen entfernt liegt. Wir besteigen einen Ochsenwagen; die braven Thiere traben, daß es eine Freude ist; ein breiter Fluß hält sie nicht auf; es geht ohne Aufenthalt durch das Wasser, über den Sand und dann einen steilen Uferabhang hinauf, den ein Fußgänger nur mit Mühe ersteigen würde. Da sind wir zur Stelle. Die Besitzung ist sehr ausgedehnt; man würde wohl eine Stunde brauchen, um sie ganz zu umgehen. Sie ist mit zahlreichen und verschiedenartigen Bäumen bepflanzt, namentlich mit Kokuspalmen; von einem großen Reiskelde wird soeben die Ernte eingebracht. Da kommt der Aufseher des Gutes; er bringt uns drei herrliche Kokusnüsse, deren harte Schalen die süße, erfrischende Kokusmilch enthalten. Einmal versuchte ich, eine Öffnung in die Schale zu machen; aber ich brach nur meine Messerlinge ab. Der Hindu versteht das besser, mit einem einzigen Schlage seines Gartenmessers ist es gethan, und er bietet uns zwei, drei Gläser voll des erquickenden Trankes.

Am 7. Februar verlassen wir Madura mit dem Zuge nach Tuticorin und eilen dem Süden zu. Im Vorbeifahren grüßen wir die weiße Kirche von Satur und den mit Kreuzen bepflanzten Friedhof, in welchem diejenigen schlafen, welche das Glück hatten, an Jesus Christus zu glauben. In Mania-tschy theilt sich die Bahn, rechts geht es nach Palamcottah, links nach Tuticorin, das wir nach etwa achtsündiger Fahrt erreichten. Hart am Bahnhofe liegt unsere Kirche, eine der größten der Mission; wenn einmal der Thurm ausgebaut und das Schiff statt der jetzigen Bedeckung gewölbt ist, wird es ein stattlicher Bau sein. Im Chöre ruht jetzt der vor Kurzem verstorbene P. Ambros Bachelard, dessen heiligmäßiger Tod einen großen Eindruck auf die Christen von Tuticorin machte; sein Begräbniß war ein wirklicher Triumphzug. Die Gemeinde von Tuticorin zählt etwa 6000 Seelen. Es sind treue Kinder des hl. Franz Xaver; ihren frühern Wohlstand haben sie verloren, aber ihren Glauben konnten ihnen die Mächte der Hölle nicht rauben. Das Jahr bildet für sie einen Kranz geistlicher Feste. Namentlich der Marienmonat ist Zeuge eines wahren Wettsefers; jeder will am schönsten schmücken und beleuchten; denn es gilt die Verehrung der „guten Mutter“. An jedem Sonntag ist die Communionbank umlagert; die Mitglieder der marianischen Männercongregation stehen in ihre blauen Mäntel gekleidet in langen Reihen von der Communionbank bis an's Ende des großen Schiffes. Auch öffentliche Kirchenbußen sind daselbst nach altem Brauche noch in Übung. Am Sonntage las ich die Frühmesse; da hörte ich plötzlich hinter mir Schläge, es war ein Büsser, der sich von einem alten Katechisten, ich weiß nicht für welchen Fehltritt, öffentlich züchtigen ließ. Tuticorin hat eine große Knabenschule, in welcher die Schüler zum Matriculations-Examen vorbereitet werden, ferner eine Mädchenschule, welche von Schwestern geleitet wird. Die letztere beruht auf dem sogen. Result-Grant, d. h. auf dem

¹ Vgl. S. 68.

Zuschüsse, den die Regierung je nach dem Ausfalle der jährlichen Prüfungen gewährt. Im letzten Jahre betrug dieser Zuschuß 1600 Mark.

Einen kleinen Zwischenfall will ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Am 9. Februar machte ich mit dem Gefährten des Missionärs einen Ausflug in die Umgegend. Da sah ich einen zwölfjährigen Knaben, der mich grüßte, sich meinem Wägelchen angeschlossen und offenbar gerne ein Gespräch mit mir anknüpfte hätte. Ich habe selten ein so anmuthiges und engelreines Antlitz gesehen. Ich fragte ihn: „Wie heißt du?“ — „Maria Singam“ (d. h. Maria Leo). — „Hast du die erste heilige Communion schon empfangen?“ — „Ja.“ — „Wann hast du zuletzt gebeichtet?“ — „Am Vorabende von Mariä Lichtmeß.“ — „Was treibst du?“ — „Ich studire in der Schule der Patres.“ — „In welcher Klasse?“ — „In der fünften Abtheilung“ u. s. w. So plauderten wir ein halbes Stündchen; die ganze Zeit lief er neben meinem Wagen her. Endlich fragte er, ob er sich auf den Wagentritt setzen dürfe, was ich ihm gerne erlaubte, und wir plauderten weiter. Er hat mich um einen Rosenkranz; da ich aber nur den meinigen bei mir hatte, vertröstete ich ihn auf morgen. Er stellte sich am nächsten Tage nach der Nachmittagsandacht pünktlich ein, und erhielt das versprochene fromme Geschenk. Montag, den 11. Februar, besuchte ich die Schulen, sah dort den kleinen Leo noch einmal und freute mich an seinem großen Fleiße. Dann reiste ich ab und erhielt noch in derselben Woche folgende Briefkarte: „Tuticorin, den 14. Februar. Ahnen Sie, wo Maria Singam ist, welcher Sie letzten Samstag begleitete und durch seine Unschuld so sehr entzückte? Er ist nicht mehr in Tuticorin, nicht mehr auf dieser Welt. Am Tage nach Ihrer Abreise besiel ihn die Cholera, und Tags darauf war er eine Leiche, nachdem er die heiligen Sacramente mit großer Frömmigkeit empfangen hatte.“ Outer kleiner Maria Leo! Ich werde ihn nicht vergessen und er wird auch meiner eingedenk sein und für mich beten.

Wir sind nun nach Abeikalaburam unterwegs, d. h. einen eigentlichen Weg haben wir nicht. Unsere Ochsen gehen quer durch Sand und Sümpfe; oft ist der Boden so geneigt, daß die Wagenachse einen halben rechten Winkel bildet. Ich suche nach Kräften das Gleichgewicht zu bewahren und empfehle mich dem Schutzengel. Meinem phlegmatischen Wagenlenker ist alles gleich; er fährt drauf los, als ob er die beste Straße hätte. Endlich hält er vor einer Pagode. Es war eine herrliche Nacht, welche an die Verse des lateinischen Dichters erinnert:

Nox erat et coelo fulgebat luna sereno

Inter minora sidera.

Nacht war's; es strahlte der Mond vom heitern Himmelsgewölbe,
Umringt von kleinerer Sterne Schaar.

Ich konnte beim Mondenschein einen Brief an meine Freunde in Tuticorin schreiben, und verrichtete dann mein Abendgebet. Inzwischen kam der Wagen P. Buiffons, des Missionärs von Abeikalaburam; ich setzte mich hinein und war bald in Schlaf versunken. Endlich weckte mich vielstimmiges Hundegebell; es war 3 Uhr Morgens und ich war zur Stelle.

Abeikalaburam ist eine Kolonie von etwa 540 Seelen, ausschließlich aus dem Heidenthume belehrte Hindu, und zwar zumeist Zöglinge unserer Waisenhäuser. P. Boffan ist der Gründer, P. Buiffon der gegenwärtige Leiter dieser Kolonie, welche aus vier kleinen Dörfern besteht, von denen drei mit unsern jetzt erwachsenen und verheiratheten Waisenkindern be-

völkert sind. An der Hauptstation stehen die Anstalten für die noch nicht verheiratheten Waisen, ferner eine schöne, geräumige Kirche, die Wohnung des Missionärs, ein Kloster für neun Schwestern, Schulen, Scheunen und verschiedene Nebengebäude. Die Knaben stehen unter der Aufsicht von zwei braven Christen, die Mädchen unter der Leitung der Nonnen. Wie in einem Vienenstocke arbeitet Groß und Klein, jeder nach seinen Kräften, jeder an der ihm zugetheilten Aufgabe. Da hat es Feldarbeiter, Handwerker, Baumkletterer u. s. w. Um 5 Uhr stehen Alle auf. Mit dem Morgengebete, der heiligen Messe, frommen Liedern beginnt das Tagewerk. 8½ Uhr ist Frühstück, 9 Uhr wird die Arbeit wieder aufgenommen und dauert bis zum Mittagessen um 1 Uhr. Der Tag schließt mit dem Abendgebet und einem geistlichen Gesange. Die Unterhaltungskosten eines Waisenkindes kommen nicht hoch, etwa 12 Pfennig per Tag. Nur bei der Hauptmahlzeit essen sie Reis, nur an den vier Hauptfesten Fleisch. Brauner Zucker (Karuppu Katti) und nicht gegohrener Palmsaft (Padinir), sehr einfache und wohlfeile Genüsse, sind ihre „guten Dinge“. Für „Karuppu Katti“ geben sie alle Lektarbissen hin. Bei diesem einfachen und arbeitsamen Leben haben sie ein so frisches, von Glück strahlendes Antlitz, daß einem das Herz im Leibe lacht, wenn man sie nur sieht. Ich habe sie bei der Arbeit beobachtet und ihre Geschicklichkeit bewundert. Sehen Sie da z. B. einen der Baumkletterer. Er umgürtet sich mit einem aus Palmsfasern gebrehten Strick, an welchem drei oder vier Töpfe und ein Körbchen mit einem Baummesser und anderem Werkzeuge befestigt sind. Dann umfaßt er seinen Baum und ist in einigen Sekunden im Wipfel der Palme. Dort hängt er sich an einen Wedel, biegt einen jungen Schoß in wagerechte Stellung, schabt dessen Spitze ab und befestigt einen Topf unter die Wunde, damit der Palmsaft hineintropfe. So macht er es mit noch einigen jungen Schößlingen, klettert dann hinab und besteigt den nächsten Baum. Jeder Kletterer hat eine Anzahl Palmen unter sich, die er täglich dreimal besteigen muß, um die Töpfe zu leeren und durch neue Einschnitte das Abträufeln in Fluß zu halten. Diese Arbeit dauert sechs Monate; so gewinnt man den Palmsaft und aus diesem den braunen Zucker, und das bildet die Haupteinnahmequelle der Kolonie. Jedes Waisenkind erhält seine tägliche Ration, die Kleinen wenig, die Mittleren mehr und die Großen viel, und jeder ist mit seinem Antheil zufrieden. Sie bilden alle eine gemeinsame Familie, in welcher Gott von Herzen geliebt wird. Der Gedanke, daß diese einsältigen und reinen Seelen alle den Klauen Satans entrisen sind, hat einst dem guten P. Legmann, dem Bisitor der Mission von Madura, Freudenthränen in die Augen getrieben.

Durch einige kleinere Missionsstationen, wo ich verschiedene bekannte Patres traf, so durch die ganz christlichen Dörfer Curambur und Poreyur, gelangte ich den 16. Februar nach Badakentulam, dem südlichsten Punkte der Mission. Die größte Sehenswürdigkeit daselbst ist die Kirche. Wenn der Priester am Altare sich umbreht und „Dominus vobiscum“ sagt, so hat er vor sich den Pfeiler, der die eine Seite des Chorgewölbes trägt; rechts und links stoßen unter einem halben rechten Winkel Communionbänke daran, über die sich je ein Bogen wölbt. Durch diese Bogen blickt man in zwei dreischiffige Kirchen; die Schiffe zur Rechten bilden die Kirche der Somarlasse, diejenigen zur Linken die Kirche der Bellageskaste. Es ist also eine Doppelkirche mit einem gemeinsamen

Hochaltar. Und wo steht die Kanzel? Sie ist an dem schon genannten Pfeiler angebracht, und der Prediger wendet sich abwechselnd nach rechts und links, bald an die Somar, bald an die Bellages. Gerade unter der Kanzel steht der Beichtstuhl, von der einen Seite beichten die Somar, von der andern die Bellages. Zu diesem sonderbaren Kirchenbau mußte man sich bequemen, um die beiden streng geschiedenen Kasten zu befriedigen. Man muß ihnen dieses Vorurtheil verzeihen; sie sind dennoch recht brave Christen. Trotz der bizarren Grundform ist die Kirche in ihrer Art doch ein Meisterwerk der Baukunst und gibt dem Talente unseres Fr. Bergenthal ein glänzendes Zeugniß. Die Gemälde, mit denen sie P. Joseuille,

der gegenwärtige Rector des St.-Joseph-Collegs in Trischinopol, ausschmückte, machen einen günstigen Eindruck. Glücklicherweise scheinen die früher oft langwierigen und heftigen Streitigkeiten der beiden Kasten für immer beigelegt, und so scheint der Wunsch verwirklicht, den die folgende unter dem Altare angebrachte Inschrift ausdrückt:

Unum est et duplex templum, una sed omnibus Ara;
Mens tribus geminis una si, una Fides!

Eins ist und zweifach der Bau, der Altar doch für Alle nur einer;
Ei drum dem zwiefachen Stamm einer der Aelte, der Sinn.

(Schluß folgt.)

Für Missionszwecke.

	Mar.		Mar.		Mar.
Für die dürftigsten Missionen:		Für die nothleidenden Priester in Eibirien:		Für den Franziskus-Xaverius-Verein:	
Von Pfr. Ringinger in Klepau	400.—	Von Gg. Fischbach in Cina, Pa., durch		Von der Pfarrei Donningen	20.—
„In honorum S. Mariae“	8.05	„B. Herder, St. Louis, Mo.“	4.10	„B. M. in Freiburg“	20.50
Von J. Kinn in Walsg	6.—	Von dem Marienbause in Freiburg	1.—	„Kaplan Frankmann in Otercappeln“	2.50
„Quod apes contulerunt“	410.—	Durch die Bisthumspflege Kottenburg	2.—	„Papalino“	7.50
Von einem Diensthofen aus St. Peter	10.—	Für die Missionen in Afrika:		Für den Bonifacius-Verein:	
„der Pfarrei Brixen“	9.05	Von Ungenannt	30.—	Von der Pfarrei Donningen	10.—
„P. F. Grotwald im Stift Bienenfeld“	165.70	Durch die Bisthumspflege Kottenburg	27.—	Von Kapuzinerkloster Burghausen	62.—
„Dreißiger in Nafau“	8.—	Von F. Z. aus der Oberpfalz, durch Herder	12.—	„Oremus pro invicem. Tu autem, Domine, miserere nobis“	25.—
„Pfr. Krensch in Reutigen“	47.—	„D. & Co. in München“	2.40	Von W. Brant, Kaplan in Ratibor	29.40
„Kz. Damasko Epiphanius, Neureichenau“	106.66	„Domitius Pawliski in Breslau“		„Kaplan Frankmann in Otercappeln“	1.—
„Zu Ehren der allerseligsten Jungfrau“ von		Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Sibafrika):		„Papalino“	4.50
M. F.	200.—	Von J. in S.	7.—	Für den Bau der Elisabethen-Kirche in Eisenach:	
Von G. B. in D.	20.—	Von J. Schabel, Epiphanius in Unterligbach	52.—	„Oremus pro invicem. Tu autem, Domine, miserere nobis“	50.—
„Kaplan Kemlinger in Erlangen“	185.—	Vom Missionsverein Sonthofen, durch A. D.	7.50	Durch die Bisthumspflege Kottenburg	7.—
„S. J. am Freisinger Domberg“	99.80	Von Frier: „St. Joseph, bitte für uns“	10.—	Für den Bau der kathol. Kirche in Hamburg:	
„Ant. Schmitt in Altdorf“	50.—	Durch die Bisthumspflege Kottenburg	13.—	Durch die Bisthumspflege Kottenburg	33.08
„einem Wobstbater“	15.—	Von Kaplan Frankmann in Otercappeln	2.—		
„Joh. Scholz, Altar in Oberglogau“	8.80	„Domitius Pawliski in Breslau“	80.—		
„Pfr. Walter in Sollerbach“	11.61	Für das Vikariat Athabaska Madenzie:			
„M. S. in Grebersdorf“	1.161	Von J. in S.	7.10		
„Kasale Stoll in Bergamo“	1.—	„D. St. in A., durch Herder & Co., München“	10.—		
„B. M., Eugen“	21.52	Für das Colleg San Leopoldo (Brasilien):			
Durch die „Germania“ in Berlin	37.—	Durch Pfr. Stein in Elgen	22.50		
„Oremus pro invicem. Tu autem Domine miserere nobis“	100.—	Für die Jesuiten-Mission in Chile:			
„Hilarem datorem alitit Deus“, durch		Durch die „Stella Matutina“ in Feldkirch	33.10		
B. Herder, St. Louis, Mo.	12.30	Für die deutsche Josephs-Mission in Paris:			
„Ex amore Jesu et Mariae“, W. G. Brodwin,		Durch die Bisthumspflege Kottenburg	9.—		
St. A., durch denselben	218.—	Für die Missionen in Rumänien, Bosnien und Ungarn:			
„Papalino“	4.—	Von Grünbach	25.—		
Für die Schulen des Orients:		Von Domitius Pawliski in Breslau	33.30		
Von J. S., Pfr. in Hoflingen	10.—	Von Dreimann	20.20		
Aus Eilmangen, durch Prälat Dr. Schwarz		Für Nordische Missionen:			
hört	280.—	Von G. St.	1.—		
Durch die „Germania“ in Berlin	8.—	„Pfr. Bogt in Donningen“	10.—		
Aus Grünbach	52.49	„Oremus pro invicem. Tu autem, Domine, miserere nobis“	25.—		
Für die Capuziner-Aufstatten im Orient:		Für das St.-Josephs-Hospital in Kopenhagen:			
Von J. B. in Württemberg	9.96	Von Pfr. Stein in Elgen	94.—		
„Daniel Kumpf in Mount Calvary, Wisc., durch B. Herder, St. Louis, Mo.“	5.10	Für das Missionshaus in Siehl:			
Für die Missionen in China u. Japan:		Durch die Bisthumspflege Kottenburg	14.—		
Von L. Friedrich, Wolfmannshausen	10.80	Aus Klingen	3.—		
Durch die Agentur v. B. Herder in Strassburg	48.—	Von Grünbach	50.—		
„Bonifazius-Druckerei in Paderborn“	14.80	Für den Missions-Verein:			
Von Elisabeth Rau in Dormstadt	20.—	Von G. Salenori, Benef. in Rothpalmünster	12.50		
„S. Martyres, orate pro nobis“	53.50	Vom Kapuzinerkloster Burghausen	5.—		
Von J. Sinter, Kaplan in Neuenbeden	19.—	Für den Kindheits-Jesu-Verein:			
Durch die Bisthumspflege Kottenburg	1.—	Von G. St.	1.—		
Für die Missionen in Berlin:		Von P. Deatus, Cav., Dornach (Schweiz)	20.—		
Von Domitius Pawliski in Breslau	17.80	Von der Pfarrei Donningen	10.—		
Für die Missionen in Palästina:		Vom Kindheits-Jesu-Verein Sonthofen, durch			
Von Cuno Schmid, Pfr. in Stetten	70.—	M. S.	40.—		
Aus Grünbach	25.—	Von M. B. von Zanten	268.—		
Für nothleidende Missionspriester zur Verfolgung von heiligen Weisen:		„W. Brant, Kaplan in Ratibor“	52.54		
Von A. Kleiner in Göttingen	3.—	Aus Hungen	3.—		
„Fr. Th. Jarnack aus Ebanow“	9.95	„Zusammen, durch Herder & Co., München“	10.—		
Aus K. in Bayern: „Gott helfe seiner Kirche“	274.—	„Hilarem datorem alitit Deus“, durch			
Von J. B. Sinter, Stadtkaplan in Kronach	24.—	B. Herder, St. Louis, Mo.	8.20		
„Et dimittite nobis debita nostra“	4.50	Von Rev. M. Zoller, S. J., Cleveland, O.	233.70		
Von J. G. J.	2.10	durch denselben			
Durch die Bisthumspflege Kottenburg	30.—				
Von W. Brant, Kaplan in Ratibor	11.50				
Aus Grünbach	173.51				
„Papalino“	8.—				

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Gutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 13. Februar 1885.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwiinscht.